

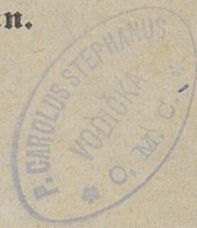
Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen
in
B ö h m e n.



VI. Jahrgang.

Redigirt von Dr. Jos. Virgil Grohmann.

Mit der
literarischen Beilage.

Redigirt von
Dr. Jos. Virgil Grohmann.



—  Eigenthum des Vereines.  —

Prag, 1868.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 20. Juli 1867.

Höfler und Krummel.

Der 9. Jahrgang der „Hist. Zeitschrift“ von Sybel bringt an der Spitze seines ersten Hefes über die von C. Höfler publicirten „Geschichtschreiber der hussitischen Bewegungen in Böhmen“ einen umfassenden Artikel aus der Feder C. Krummels, der uns ein für allemal einige Bemerkungen abnöthigt. Wir kennen diesen Herrn Krummel von früher her und haben bereits im V. J. 5. H. Lit. Beil. sein Werk über Huß besprochen. So lange Herr Krummel in seinen eigenen Büchern seine Ansichten über die hussitische Bewegung niederlegte, konnte es uns ziemlich gleichgiltig sein, daß er den böhmischen Agitator zu einem Legendenheiligen macht und in Bewunderung erstirbt vor dem makellosen Vorläufer Luthers. Wir mußten, daß dies seit Jahrhunderten die stereotype Ansicht des protestantischen Muckerthums sei, gegen dessen vorgefaßte Meinungen mit vernünftigen Gründen kein Aufkommen ist. So ließen wir denn Herrn Krummel seine Freude und begnügten uns, den Standpunkt des Verfassers einfach zu markiren, in der Voraussetzung, daß die Zeit, wo die Parteien sich nach religiösen Bekenntnissen sondern, wohl auch schon in Deutschland vorüber sei. Sobald aber Herr Krummel mit seiner absurden Heiligenlegende in Sybels berühmter Zeitschrift aufzutreten wagt, und dort Aufnahme findet: sehen wir uns in unserer Voraussetzung getäuscht, wir erstaunen, daß der engherzige, religiöse Standpunkt in Deutschland, in dem gebildeten, liberalen, concordatsfreien Deutschland, so einflußreiche Anhänger und Beschützer findet und es erwächst uns die Pflicht nicht sowohl den unbedeutenden Herrn Krummel in specie als vielmehr die Krummels in genere zu bekämpfen und so viel an uns liegt, den Nebel zu zerstreuen, den das protestantische Muckerthum absichtlich oder aus Albernheit um die Person und das Werk des böhmischen Agitators verbreitet hat.

Es ist eine ganz oberflächliche und leichtfertige Behauptung, die Krummel aufstellt, daß die Beurtheilung der hussitischen Bewegung von dem religiösen Bekenntnisse des Schriftstellers abhängig sei, daß die katholischen Schriftsteller in derselben eine nationalpolitische Revolution, die protestantischen eine ächt evangelische Reformation erblickten. Der Franzose Bonechose ist ein Katholik und doch stimmt derselbe in der Beurtheilung des böhmischen Magisters so ziemlich mit Hrn. Krummel überein, während Palach, der Protestant, der böhmische Parteihistoriker gar nicht daran denkt, die nationale Thätigkeit seines Lieblingshelden zu läugnen. Und wir — nun uns wird selbst Herr Krummel ultramontaner Tendenzen nicht verdächtigen können; uns fällt es wahrhaftig nicht bei, für den wissenschaftlichen Standpunkt Höflers einzustehen, oder etwa gar das Concil von Constanz zu rechtfertigen und den Kaiser Sigismund rein zu waschen: aber dennoch — dennoch ist für uns — wie für Höfler — die hussitische Bewegung nichts anderes, als eine nationale Revolution, die sich zwar vielfach mit der religiösen mischte, wo aber das religiöse Moment häufig auch blos der Deckmantel, die eigentliche Triebfeder jederzeit aber der unver söhnl ichste Haß gegen das Deutschthum war. In dem religiösen Bekenntnisse der Schriftsteller liegt also der Grund der verschiedenen Auffassung nicht, dadurch unterscheiden sich die Schriftsteller über Huß, daß die einen Land und Leute in Böhmen aus eigener Anschauung kennen, daß sie ein richtiges Verständniß haben für die unveränderten Eigenthümlichkeiten, Ziele und Bestrebungen der Čechen, während die andern die Krummel in specie et in genere aus nebelhafter Ferne, ohne die geringste Einsicht in böhmische Verhältnisse die Geschichte sich nach ihren frommen Marotten selbst construiren.

Hiezu kommt noch der merkwürdige Cynismus, mit welchem deutsche Schriftsteller so gerne mit ihrem Mangel an nationalem Selbstgefühl kokettiren. An den eigenen Volksgenossen

gibt's immer etwas zu mädeln, da ist niemals etwas recht; dagegen begeistert man sich für die Polen, man singt und sammelt für dieselben und bedankt sich so in wahrhaft kläglich Weise für die Fußtritte, die sie unsern Landsleuten bei allen ihren Aufständen gegeben haben. Napoleon und Bizka, die beide den deutschen Namen mit Feuer und Schwert verfolgten, sie haben in Deutschland ihre vielbewunderten Säger gefunden. Da ist keine Nationalität so klein, so roh, daß sie uns nicht ungestraft ins Gesicht spucken dürfte; es werden sich jederzeit Leute unter uns finden, die mit süßlicher Miene philosophiren, daß es eine heldenmüthige That und uns eigentlich Recht geschehen sei. Man nennt das deutsche Objektivität, wir nennen es deutsche Charakterlosigkeit und fühlen es bitter, wie sehr uns diese sogenannte Objektivität bei anderen Nationen lächerlich gemacht und um alle Achtung gebracht hat.

Das Möglichste, was in diesem Genre einem deutschen Gelehrten heute noch zugemuthet werden kann, hat in seinem frommen Drange der neueste Aufsatz des Herrn Krummel jedenfalls geleistet.

Es ist uns nicht so bald ein so erbärmliches Geschreibsel unter die Augen gekommen, wie sein Versuch, den böhmischen Magister von der Mitschuld an der Vertreibung der deutschen Professoren im J. 1409 zu reinigen. Herr Krummel nöthigt seine Logik die wunderbarsten Sprünge zu machen, er ergeht sich in den seltsamsten Sophistereiren und Widersprüchen, einzig und allein zu dem Zwecke, um nicht auf dem böhmischen Reformator den „nichtunbedeutenden sittlichen Makel“ sitzen zu lassen. Die deutschen Professoren sind nach Krummel gar nicht aus Prag vertrieben worden, sie haben die Universität selber verlassen, und zwar deshalb, „weil ihnen das Mandat König Wenzels vom 18 J. 1409 das innegehabte Recht benahm, der böhmischen Nation gegenüber, welche nur eine Stimme hatte, über drei zu gebieten und dieses Verhältnis geradezu umkehrte.“ O über diese unbotmäßigen Deutschen! Wenn Herr Krummel drei Zimmer gemiethet hat und sein Nachbar nimmt ihm zwei Zimmer weg und macht darin einen so heillosen Spektakel, daß er es auch in dem dritten nimmer aushalten kann, ist Herr Krummel etwa aus seiner Wohnung vertrieben worden? S; heilselbe! Herr Krummel ist ein gottesfürchtiger Mann, der seinem Feinde die linke Wange bietet, wenn er eine Mantelschelle auf die rechte erhalten hat: er wird behaupten, er sei selber ausgezogen. Ja, Herr Krummel geht in seiner christlichen Demuth noch weiter: er wird uns beweisen, daß sein Nachbar eigentlich recht gethan hat, ihn aus der eigenen Wohnung hinauszuerwerfen; denn in ähnlicher Weise beweist uns Herr Krummel auch, daß auch den deutschen Professoren im J. 1409 durch das Mandat des Königs Wenzel keineswegs Unrecht geschehen sei. Kaiser Karl der IV. hatte bei der Gründung der Universität bestimmt, daß die Prager Hochschule in jeder Beziehung nach der Pariser eingerichtet werden solle. In Paris aber hatten die Einheimischen oder Franzosen drei Stimmen, während die Ausländer nur eine hatten. Wenn daher das Mandat König Wenzels dieses Stimmenverhältnis auch an der Prager Universität einführt: so wurde hiemit nach Herrn Krummels Ansicht einfach den Intentionen des Stifters entsprochen und von einem den ausländischen Nationen geschehenen Unrechte kann nicht die Rede sein. So argumentirt Herr Krummel. Freilich kann auch er hiebei nicht läugnen, daß es an der Prager Universität von allem Anfange an anders gehalten worden war, als an der Pariser, aber das war bloße Observanz, die den Deutschen anfänglich geduldet war, um recht viele Ausländer anzuziehen. Fast widert es eine offene Natur an, sich in eine Widerlegung solcher Argumente einzulassen. Wer hatte die Prager Universität gegründet? Karl d. IV. Wann hatte die Observanz, daß die ausländischen Nationen drei Stimmen inne hatten, ihren Anfang genommen? Bei Gründung der Universität, unter Karl d. IV. Wenn also wirklich der Stiftersbrief dem Stimmrechte der ausländischen Nationen entgegengewesen wäre: glaubt denn Herr Krummel im Ernste, daß ohne die ausdrückliche Bewilligung des kaiserlichen Stifters eine so wichtige Abänderung der ursprünglichen statutarischen Ordnung zu Gunsten der Ausländer hätte vorgenommen werden dürfen? Oder mußte Karl der IV. etwa nicht, was an seiner Lieblingschöpfung vorging, oder hatte er nicht die Macht, seinen Intentionen an derselben Nachdruck zu geben? Wie Herr Krummel auch an der Stiftungsurkunde des Kaisers deuteln mag, das kann er nicht läugnen: die drei ausländischen Nationen an der Prager Universität haben von Anfang an ihr Stimmrecht mit Wissen und Willen des kaiserlichen Stifters ausgeübt,

sie sind unter dieser Voraussetzung in den Verband der Prager Hochschule eingetreten und in der Ausübung ihres Rechtes 60 Jahre lang nicht behindert worden. Es war daher in der That eine flagrante Rechtsverletzung, wenn man im 61. Jahre die deutsche Majorität durch eine königliche Verordnung zwingen wollte, der cehischen Minorität unterthänig zu werden.

Es ist eine ganz erbärmliche Ausflucht, wenn Herr Krummel meint: man habe den ausländischen Nationen in den ersten Jahrzehnden das Stimmrecht bloß eingeräumt, um recht viele Fremde anzulocken. Wer ist denn dieses „Man“? Doch nur wieder Kaiser Karl IV. Nun glauben wir recht gerne, daß die Rücksicht auf die größere Frequenz an seiner Hochschule den Kaiser bewogen hat, den ausländischen Nationen gleiches Recht mit der einheimischen zu gewähren: wo sind aber die Beweise, daß er damit die Deutschen prellen, d. h. daß er sie unter Vorspiegelung gleicher Rechte nach Prag locken wollte, um ihnen dann, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan und die Univerfität zu Ehre und Ansehen gebracht hätten, mit pffigem Schmunzeln diese Rechte wieder abzunehmen? Sagt dem Herrn Krummel nicht sein eigenes moralisches Gefühl, daß hier Kaiser Karl gehandelt hätte wie jene Ganner und Industrierritter, welche deutsche Colonisten nach fremden Ländern locken, um sie dort rechtlos zu machen, und daß, wenn die Verdächtigung nicht grundlos wäre, die Deutschen im J. 1409 als Betrogene gerade erst das größte, bitterste Unrecht erlitten hätten? Es ist wahr, die Deutschen haben in diesem Falle, wie so oft in der böhmischen Geschichte die Rolle der Schwalben gespielt, welche die Nester erbauen müssen, die dann von faulen Spazern bewohnt werden: es ist aber eines deutschen Historikers unwürdig, deshalb den deutschen Kaiser muthwillig und ohne Grund mit Roth zu bewerfen, einzig und allein, damit dem cehischen Agitator sein echt evangelischer Glorienschein ungetrübt erhalten werde. (Schluß folgt.)

G e s c h i c h t e.

Ezerwenta (Bernhard). — Die Rhevenhüller. — Wien. 1867. Wilh. Braumüller. 8°. SS. XII + 646.

Partikular- und Ländergeschichte verhalten sich einerseits als gegensätzliche, andererseits als komplementäre Seiten der Historiographie. Die Landes- oder Volksgeschichte schildert die Abfolge der für ein Land oder Volk bedeutungsvollen Begebenheiten mehr in ihrer epischen Breite, die Partikulargeschichte forscht mehr nach ihrer verborgenen Tiefe; jene ist mehr äußerliche Farben-, diese mehr psychologische Malerei; jene legt den Hauptton auf die Thatfachen, diese auf das persönliche Moment; jene zeigt uns die Oberfläche der Ereignisse, diese deckt ihre Wurzeln und Keime in der Innenwelt der menschlichen Brust auf; jene liefert nur al fresco gehaltene allgemeine Skizzen, diese sucht uns das Detailbild der in das Getriebe der geschichtlichen Verhältnisse willens- und thatkräftig eingreifenden Individualitäten in konkreter Bestimmtheit und mit der ihr erreichbaren Treue vor die Augen hinzustellen. Eine Partikulargeschichte der Rhevenhüller ist insofern ein glücklicher Griff zu nennen, als gerade dieses aus Mittelfranken

stammende Geschlecht so reich ist an hervorragenden Persönlichkeiten, welche nicht nur die Interessen ihrer engeren Adoptivheimat Rärntzen, sondern die Geschichte von ganz Oesterreich eng berühren. Der Verfasser des obigen Buches führt die Rhevenhüller, für deren Geschichte er zu Thurnau (Baiern) in dem Archiv der mit ihnen verwandten Grafen von Giech das reichhaltigste Urkundenmaterial vorgefunden, in den Hauptrepräsentanten der Frankfurter und Hohenosterwitzer Linie dem Leser vor. Statt bei dem sagenhaften Ursprung und den dunklen, unverbürgten Traditionen über die ältesten Schicksale der Rhevenhüller lange zu verweilen, zieht es Ezerwenta mit Recht vor, rasch zum 15. Jahrhundert überzugehen, von wo an schriftliche Zeugnisse die Beglaubigung der Geschichte des Rhevenhüllerhauses übernehmen. Ezerwenta's Buch bricht mit dem Jahre 1715 ab, weil diesseits des eben angegebenen Zeitpunktes die familiengeschichtlichen Daten keine Aufhellung oder Sicherstellung bedürfen, übrigens wohl auch nicht mehr dasselbe Interesse beanspruchen können wie früher. Besondere Rücksicht widmet das Buch dem 17. Jahrhundert, während dessen mehre zum Protestantismus übergetretene Rhevenhüller von den Folgen ihres Schrittes hart getroffen werden (Ersulantenstab und Güterkonfiskation).

Ezerwenka hat seiner Schrift viel Zeit und Mühe geopfert: er ist in der Lage, fast jede Zeile seiner Erzählung urkundlich zu belegen, ja er hat sogar viele Dokumente des Thurnauer Archivs ganz oder theilweise ohne jede Aenderung ihres ursprünglichen Wortlautes in den Text seines Buches eingewoben und eingestochten. So sehr hiedurch seine Mittheilungen an Authentie und Autorität gewinnen, so sehr leidet darunter die Gleichmäßigkeit, Uebersichtlichkeit und Reinheit der Form. Abgesehn von der Unruhe der Darstellung, die aus einer stylistischen Tonart in die andere fällt, treten uns die Rhevenhüller aus seinem Buch nicht als fertige Gestalten entgegen, sondern erscheinen uns vielmehr als Steinblöcke, aus denen der Meißel erst einzelne Glieder herausgearbeitet hat, während die übrigen Körpertheile nur durch leise Andeutungen die Werdelust verrathen, mit der sie sich dem unorganischen Gestein entringen möchten. So liegt in der Solidität der Schrift zugleich auch ihr Mangel; sie würde den Eindruck einer größeren Vollenbung machen und auch für weitere Kreise genießbarer sein, wenn sie uns statt der Arbeit des Archivforschers nur die Frucht seiner Forschungsmühen zeigte. Das sehr schön ausgestattete Buch bringt außer zwei xylographischen Ansichten als Anhang ein Reihe von Urkunden und mehre genealogische Tafeln.

A. Z.

Höfler (Dr. Constantin). Die Zeit der luxemburgischen Kaiser Karl IV. — Wenzel IV. — Sigmund. — Wien. 1867. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 8°. SS. II + 214.

Das so eben erschienene Buch ist bestimmt, in der vom Wiener Volkschriftenverein herausgegebenen, auf 16 Bände berechneten Oesterreichischen Geschichte, von welcher in diesen Blättern bereits die Rede war, die ihm vorbehaltenen Stelle einzunehmen, kann aber (wie der Specialtitel andeutet) auch als besonderes, für sich bestehendes Werkchen in die Welt treten. Der Herr Verfasser hat hier sein Darstellungstalent einer Epoche gewidmet, die man als seine Specialität ansehen darf: so mannichfach und umfangreich sind die zum Theil selbstständig, zum Theil in den *Fontes rerum austriacarum* u. s. w. veröffentlichten Ergebnisse seiner auf diese Zeit bezüglichen Studien und Forschungen. In der That verräth das vorliegende Buch auf jedem Blatte den Spe-

cialisten, dessen einzelne Sätze oft die Ausbeute ganzer Urkundenfascikeln repräsentiren, ohne daß der Leser auch nur von ferne ahnen könnte, welcher unsichtbare Ballast von Mühe, Ausdauer und Krastanspannung an der eleganten Beweglichkeit der lebensvollen Erzählung haften. In einem einleitenden Artikel orientirt Höfler den Leser zunächst über den allgemeinen Wendepunkt, der zu Anfang der vierziger Jahre des 14. Jahrhunderts in den europäischen Verhältnissen eintrat. Hierbei können wir nicht umhin, auf die eben so tiefe als neue Auffassung der europäischen Staatengruppen aufmerksam zu machen: eine Auffassung, die auch auf den Charakter des später entstandenen Oesterreich ein belehrendes Licht wirft. Nachdem Höfler die Lage Polens, Serbiens und Ungarns geschildert, gelangt er zu jenen drei Fürsten, die den Vordergrund seines Buches einnehmen und auch uns vor allen andern interessiren: zu Karl, Wenzel und Sigmund. Weit entfernt, in die „draußen im Reich“ beinahe traditionellen Anklagen und Anatheme gegen die drei Luxemburger einzustimmen, vertheilt Höfler Licht und Schatten mit unparteiischer Hand und weist — gewiß zur Ueberraschung vieler außerösterreichischer Historiker — nach, die Luxemburger seien, wenn auch keine großen, so doch (etwa Wenzel ausgenommen, von dem man nicht weiß, ob ihn Gift oder Leidenschaft zu seltenen Unthaten trieb) elastische und ungemein thätige Naturen gewesen, durch keinen Schlag des Schicksals gebeugt und stets bereit, wenn das Eine mißlang, das Andere zu versuchen; dadurch sei es ihnen möglich geworden, auf ihr Zeitalter vielfältig einzuwirken und eine so erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten, daß alles, was in der damals sittlich und politisch so tief verkommenen Welt wirklich Bedeutendes geschah, entweder ihr unmittelbares Werk war oder doch mit ihren Bestrebungen zusammenhing. — Besonders gelungen scheint uns die Charakteristik Karls IV., dieser eigenthümlichen, durch die kontrastirendsten Züge für den Psychologen und Historiker gleich interessanten Individualität, in die man sich eigens eingelebt haben muß, um zu den Rathseln ihrer geistigen Organisation den Schlüssel zu finden. Höfler schließt mit dem Jahr 1437, welches den Kaiser Sigmund zu Znam (am 11. Dezember) auf dem Thronessel verschleiden sah, nachdem er im kaiserlichen Ornat, die Krone auf dem Haupt, seiner eigenen Seelenmesse beigewohnt.

Das Erbe der Luxemburger, Anjou's und Pre-
myshiden fiel nun an die Habsburger. 3.

Jahnel (A.). Chronik der preussischen
Invasion des nördlichen Böhmens
im Jahre 1866. Reichenberg. 1867.

Der vorjährige Krieg hat eine bereits reich-
haltige Literatur aufzuweisen, die sich übrigens
noch von Tag zu Tag vermehrt. Eine eigene
Rubrik dieser Literatur bilden die sogenannten
Invasionschroniken, welche sich weniger mit
den großen kriegerischen Ereignissen beschäftigen,
sondern des Feindes gute oder schlechte Auf-
führung in tausend kleinen Dingen zu schil-
dern suchen. Ankunft, Durchmärsche, Einquar-
tierungen, Requisitionen, Excesse, merkwürdige
Ausprüche und endlicher Abmarsch des Feindes
müssen in einer guten Invasionschronik bis auf
das minutöseste Detail angegeben werden, wo-
bei nicht vergessen werden darf die Gesammt-
summe des angerichteten Schadens und die
etwaige Entschädigung, die der Staat dafür
bewilligte, die löbliche oder auch unlöbliche Hal-
tung der Magistrate und Gemeindevorsteher,
heroische Tüde einzelner Bürger, piffige Aus-
sprüche der Bauern u. s. w.

Es ist klar, daß selbst bei der strengsten
Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit dem In-
vasionschronikisten es unmöglich ist, ganz objec-
tive Berichte zu liefern, da er ja eben nicht
überall selbst Augenzeuge gewesen und deshalb
genötigt ist, sich auf die Aussagen anderer
oftmals sehr beschuldigter und deswegen zu
schwarz sehender Berichterstatter zu verlassen.
Diese Klippen, so weit es möglich ist, zu um-
schiffen, verstand besonders Herr A. Jahnel in
seiner vorliegenden Chronik, welche die Leidens-
geschichte der Stadt Reichenberg, dann aber
auch des ganzen Landstriches von Hainspach
bis Königgrätz während des letzten Preußen-
einfalls behandelt. Der Verfasser selbst sowohl,
wie seine Berichterstatter bemühen sich, nur die
strenge Wahrheit zu bringen und hüten sich
wohl mit wenig Ausnahmen, in den hier so
verlockenden Fehler der Uebertreibung zu ver-
fallen. Darum ziehen wir auch dieses Buch
ähnlichen anderen uns zu Gesicht gekommenen
Invasionschroniken vor und glauben, daß das-
selbe, da es mehr, als 200 Ortschaften und
Gemeinden des nördlichen Böhmens behandelt,
namentlich in diesem Theile des Landes auf
große Verbreitung rechnen dürfte. 1. S.

P o e s i e.

Es muß jenen Leuten, die so gern alles
deutsche Wesen in Böhmen läugneten, sehr un-
bequem sein, daß gerade Böhmen an der neue-
sten Literatur der Deutschen einen so bedeutenden
Antheil nimmt, ja, daß der Einfluß Böhmens auf
die deutsche Literatur noch nie so groß gewesen,
wie in unseren Tagen. Indem wir hoffen, in
einem der nächsten Hefte eine umfassende Schilder-
ung der neuesten Arbeiten der deutschböhmischen
Schriftsteller auf dem Felde der schönen Litera-
tur bieten zu können, beschränken wir uns heute
darauf, auf zwei Werke aufmerksam zu machen,
welche in jüngster Zeit von den beiden frucht-
barsten und beliebtesten deutschen Romanschrit-
stellern in Böhmen erschienen sind.

Das erste ist von Alfred Meißner:
„Unterwegs,“ Reisebilder. Leipzig, Günther 1867.
Ein kleines aber hübsch und anmuthig geschrie-
benes Büchlein, worin der Dichter uns die Ein-
drücke schildert, die er auf seinen Reisen durch
einen guten Theil von Europa gesammelt hat.
Er führt uns an den Bodensee, nach Zürich,
dem Aufenthaltsorte Georg Herweghs; wir er-
fahren die unglückliche Geschichte Drfinis, wir
lernen Land und Leute in Elßaß kennen; der
Erzähler führt uns über Baden-Baden nach
Heidelberg, Brüssel, Antwerpen, Ostende, nach
Glasgow, von da an die schottischen Seen und
in die reizende Hauptstadt Schottlands, wo er
eine historisch getreue Erzählung des Lebens
der Maria Stuart schließt. Man sieht, Meißner
versteht es unser Interesse dadurch zu erhöhen
und lebhaft anzuregen, daß er seine landschaft-
lichen Gemälde durch eine reiche Staffage be-
lebt, indem er uns bald mit literarischen, bald
mit historischen Berühmtheiten näher bekannt
macht. Das Büchlein wird gewiß dem deutschen
Lesepublicum sehr willkommen sein.

Das zweite Werk, das wir heute aus der
Zahl der deutschböhmischen Novitäten hervor-
heben, ist das Büchlein von J. Gundling
(Lucian Herbert) „Erinnerungen an Leopold I.,
König der Belgier.“ Leipzig, Grunow, 1866.
Auch in diesem Büchlein bewährt J. Gundling
seine Meisterschaft, historische Persönlichkeiten
und Ereignisse oft mit wenigen Strichen in so
anschaulicher, lebendiger Weise zu schildern.
Diese Meisterschaft verdient in dem vorliegen-
den Büchlein um so mehr Anerkennung, als
J. Gundling diesmal die dichterische Ausschmük-
kung der gegebenen Thatfachen verschmäht und

alle romanhaften Zusätze vermieden hat. Und doch, welch reizendes Bild entrollt uns der Verfasser von dem Stillleben des Prinzen Leopold während seiner ersten, glücklichen Ehe mit der Prinzessin Charlotte, der Tochter des Prinz-Regenten von England, mit welcher einfachen Mitteln, ohne jemals der historischen Wahrheit untreu zu werden, versteht es der Dichter, den Tod der Prinzessin wie ein tiefergreifendes, tragisches Verhängniß unserer Seele nahe zu führen. In der Kunst der Darstellung könnten die Historiker von Fach manches von Jul. Gundling lernen.

Pädagogik

„Der Volks- und Industrieschulen Reformator Bischof Ferdinand Kindermann.“

Von Josef Nigler, Justiz-Ministerial-Beamten. Wien, 1867. Verlag von Mayer & Comp., Singerstraße, deutsches Haus.

Unter diesem Titel verfolgt die genannte Schrift den doppelten Zweck der Pietät und der Beweisführung, daß Oesterreich auch in der Vergangenheit nicht arm an Männern gewesen, die sich um das Volkswohl und das erste und wichtigste Interesse desselben — Unterricht und Erziehung — bleibende Verdienste erworben. Wenn sich unsere Zeit im engsten Zusammenhang mit ihren anderweitigen Bestrebungen und Tendenzen angelegentlich mit den Fragen des Unterrichtes und der Erziehung befaßt und letztere als die grundlegenden Bedingungen der humanitären, socialen und politischen Reformen, so wie überhaupt einer neuen staatlichen und gesellschaftlichen Zukunft betrachtet, so hat sie ein unzweifelhaftes Recht dazu und handelt nur consequent im wohlverstandenen Interesse ihrer sonstigen Anstrengungen, nur sollten darüber die Bemühungen und Leistungen der Vergangenheit nicht in den Schatten gestellt, oder wohl gar gänzlich übersehen werden. Die Intentionen und Anstrengungen der Gegenwart würden sich einer freiwilligeren Zustimmung zu erfreuen und weniger nöthig haben, sich gewissermaßen die freie Bahn zu erzwingen und Anerkennung zu ertrogen, wenn sie den historischen Boden unter ihren Füßen nicht ignorirten oder verläugneten. Gerechtigkeit und Wahrheit sind die Lebensprincipien der Geschichte und die Verläugnung der letzteren, der entschiedene Bruch mit dieser „Magistravitae“ ist eben der Unsegen des Radikalismus

auf allen Gebieten, wo er nur an sich selbst allein anzuknüpfen versucht. Diese Betrachtungen drängen sich bei der Anzeige einer der Pietät und dem historischen Rückblicke in eine so epochemachende und nach so vielen Richtungen hin thätige Zeit, wie die reformreiche Maria Theresia's, unwillkürlich auf und wie hoch man auch die Erfolge des geistigen und socialen, so wie politischen Erfrischungs- und Umstaltungsprocesses in jener Periode der Aufklärung anschlagen möge, die Bestrebungen und Resultate auf dem Felde der Reform des Volkunterrichtes und der Volksbildung wiegen an und für sich schon so schwer, daß sie als ein wesentliches Capitel der Theresianischen Epoche angesehen zu werden verdienen. Der Ruhm eines Vorkämpfers und Bahnbrechers auf dem Gebiete der Schulreform gebührt nach dem Prälaten Felbiger, welchen Maria Theresia aus Schlessien nach Wien berufen hatte und welchen sie als Generaldirector an die Spitze des gesammten deutschen Schulwesens in den österreichischen Erbländern stellte, unstreitig dem Manne, dessen Name schon seinen Beruf andeutete und welchen die Vorsehung zur Vollbringung einer eben so großen als schwierigen Aufgabe auserkoren und den sie auch mit allen, die größte persönliche Hingebung zur Basis und Voraussetzung habenden Eigenschaften ausgestattet. Mit goldenen Lettern verdient der Name des Volksbildners und Wohltäters, Kinderfreundes und Priesters Ferdinand Kindermann im Pantheon der Deutschböhmern angeschrieben zu werden, überhaupt aber unter den Namen zu glänzen, welchen das Vaterland als den um das allgemeine Beste wohlverdienten Mitbürgern die Dankeschuld abzutragen hat. Nur noch wenige Jahre bis zum Vollwerden eines Jahrhunderts, seit Ferdinand Kindermann seine segensreiche Wirksamkeit als Schulreformer begann, und von diesem Augenblicke an, wo wir diese Zeilen niederschreiben, nur noch wenige Tage (25. Mai) bis zur Vollendung des 66ten Todesjahres des aus den untersten Schichten der Gesellschaft und von der Wiege der Armut auf den Stufen rastlosen Strebens und Ringens, sowie überhaupt wahrhafter Verdienste zu der Höhe oberhirtlicher Würde Emporgestiegenen! Grund genug, der bescheidenen, dem Andenken eines um das Vaterland und die Menschheit hochverdienten Mannes gewidmeten Schrift von nur 144 Seiten die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken und der-

selben trotz, oder vielmehr wegen ihres mäßigen Umfanges die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Vom fachmännischen Standpunkte aus haben zwar, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes mit Recht hervorhebt, bereits das vom Schulrathe Joh. Marešch fortgesetzte Jatsch'sche „Jahrbuch für Lehrer, Aeltern und Erzieher,“ Jahrg. 1858, insbesondere aber Freih. Alexander von Helfert in seinem aus amtlichen Quellen geschöpften Werke: „Die österreichische Volksschule, Gründung der österr. Volksschule von Maria Theresia,“ Prag bei Fr. Tempsky, 1860, dem Andenken und den Verdiensten Kindermanns durch eine Charakteristik des Wesens seiner schulreformatorischen Wirksamkeit, durch eine Parallelistrung der letzteren mit der Thätigkeit gleichzeitiger Bestrebungen anderer Männer auf demselben Gebiete und durch die Hervorhebung der schöpferischen Momente in den Bestrebungen Kindermanns gegenüber den unendlichen Schwierigkeiten, von welchen sie umgeben gewesen, gerecht zu werden gesucht; aber worauf es Herrn Nigier bei der Herausgabe seiner Schrift besonders ankommen schien, war einmal die Sammlung und Sicherstellung möglichst zuverlässiger Daten über Kindermann's äußeren Lebensgang, sowie eine Zusammenstellung der allerdings von den obengenannten Fachmännern auch schon benützten, einen tieferen Einblick in Kindermanns, Denken, Walten und Methode gestattenden Materialien in ihrer ursprünglichen Form, dann auch der Hinweis auf das unbestreitbare geistige Eigentum in Kindermanns reformatorischer Thätigkeit gegenüber der bezüglichen Ansprüche des Auslandes, welchen er endlich hohe Achtung vor seiner Wirksamkeit abnötigte, namentlich aber die Vindication gerechter Anerkennung für des Verfassers Geburtsort, das deutsche Kaplitz im südlichen Böhmen, als Wiege und Ausgangsstätte der schulreformatorischen Thätigkeit und Carrière Kindermanns und somit als thatsächliche „hohe Schule“ der Schulreform nicht nur in Böhmen, sondern auch über die Grenzen dieses Landes hinaus. Wenn dem Verfasser nichts Anderes gelungen wäre, als das von den engherzigen und bornirten Gegnern der Kindermann'schen Schulreform erfundene und als traurige Erbschaft des Unverständes und der Bosheit auf die Gegenwart übergegangene Spottwort „v o n d e r h o h e n S c h u l e z u K a p l i t z,“ woraus die Unwissenheit zu ihrer Selbstkennzeichnung nachgerade ein „G a b l i t z“ gemacht hat, ad

absurdum zu führen und demselben so die Spitze abzubringen, so war dieß allein schon der Bemühung werth. Wackere Männer, besonders der Herr Gymnasialpräpekt P. A. Frind, haben den Verfasser in der Beschaffung biographischer und anderer Daten unterstützt, so daß sich derselbe p. 20 verpflichtet fühlt, diesem Beistande dankbare Rechnung zu tragen. Nichtsdestoweniger ist mit der Forschung über Kindermann eigentlich nur der Anfang gemacht, und der auf 21 Blattseiten zusammengedrückte biographische Theil läßt nur zu sehr fühlen, wie viel nach dieser Richtung hin nachzutragen, welche Lücken noch auszufüllen und wie sehr der Verfasser auf Hilfsmittel angewiesen gewesen welche des interessanten, und den eigentlichen psychologischen Reiz einer biographischen Aufgabe bildenden Details ermangelten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

A.

- Abhandlungen** der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Fünfte Folge XIV. Band. Von den Jahren 1865—1866. Mit 7 Tafelabbildungen gr. 4. Prag. Tempsky in Comm.
- Barande** Joach. Système silurien du centre de la Bohême. I Partie: Recherches paléontologiques. Vol II. Texte Imp. 4°. Prag. Selbstverlag.
- Beiträge** zur Balneologie. Aus den Curorten Böhmens. Herausgegeben unter der Redaction des Dr. Köschner. II. Band. Teplitz und die benachbarten Curorte mit einer geognostischen Karte, einem Plane und einem Portrait. gr. 8°. Prag. S. Dominicus.
- Beobachtungen**, magnetische und meteorologische zu Prag. Auf öffentliche Kosten herausgegeben von J. Böhm und M. Allé. 27. Jahrgang vom 1. Jan. bis 31. Dezember 1866. gr. 4°. Prag. Selbstverlag.
- Bericht**, statistischer, der Handels- und Gewerbekammer in Prag für das Jahr 1865 erstattet an das hohe k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft. Prag. Selbstverlag.
- Codex** juris bohemicus. Tomus secundus aetatem Přemyslidarum continens, opera Hermengildi Jireček. 8°. Prag. J. L. Kober.
- Handweiser** politischer für Landtags- und Reichsraths-Deputirte mit besonderer Beziehung auf das Königreich Böhmen. Inhalt: I. Goldene Bulle Kaiser Karls IV. II. Ferdinandische Landesordnung. III. Anerkennung der pragmatischen Sanction von Seite der böhm. Stände. gr. 4°. Prag. S. Merck.
- Hattala** M. De mutatione continguarum consonantium in linguis slavicois. 4. Prag. Tempsky in Comm.

Heerdbuch, böhmisches, herausgegeben unter den Auspicien der k. k. patriotisch ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen von der Heerdbuchsektion des ständigen Comités für Zucht- und Mastvieh. 1. Heft. 8°. Prag. Calve in Comm.

Höfler Const. Barbara Markgräfin zu Brandenburg, verwitwete Herzogin in Schlesien, vermählte Königin von Böhmen, verlobte Konrads Herrn zu Hajek. Ein deutsches Fürstenbild aus dem XV. Jahrhunderte. Nach den geheimen Correspondenzen des hohenzollerischen Hansarchives bearbeitet. Erste Abtheilung. gr. 4. Prag. Tempfky in Comm.

Höninger Joh. Darstellung der Verhältnisse des ehemals sehr ergiebigen Silber- und Bleibergbaues zu Klostergrab und Niklasberg im Leitmeritzer Kreise in Böhmen. 8. Teplitz. Junk in Comm.

Risch, Aerztliche Rathschläge für den Gebrauch der Marienbader Kur. 32. Marienbad. Götz.

Löschner, der Kurort Siebshübel in Böhmen mit besonderer Berücksichtigung des Nutzens und Gebrauches seiner vorhandenen Mineralwässer. Sechste vermehrte Auflage mit 3 Abbildungen. gr. 8°. Carlsbad. Pohlenz.

Neumann J. Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen. 22. Heft. gr. 8°. Prag. Storch in Comm.

Pfannerer, Maurus. Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien. II. Band. 8°. Prag. Bellmann.

Neuf G. Die Gegend zwischen Komotau, Saaz Raubitz und Tettschen in ihren geognostischen Verhältnissen mit einer geognostischen Karte. gr. 8°. Prag. Dominicus.

Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Jahrgang 1866. 2. Heft. gr. 8°. Prag. Tempfky in Comm.

Vereinschrift für Forst-, Jagd- und Naturkunde, herausgegeben von böhmischen Forstvereine. Redigirt von L. Schmidl. 1867. Erstes Heft. Der ganzen Folge 57. Heft. gr. 8°. Prag. Reichenecker in Commission.

Vierteljahrschrift für praktische Heilkunde. Herausgegeben von der medicinischen Fakultät in Prag. Redaction Dr. J. Halla. Dr. J. Kraft. XXIV. Jahrgang 1867. II. oder der ganzen Folge 94. Band. gr. 8°. Prag. Reichenecker.

B.

Fleckles L. Ueber einige chronische Krankheiten der Digestionsorgane mit besonderer Berücksichtigung balneothera. Erfahrungen in Carlsbad. Lex. 8°. Leipzig. Fleischer.

Heller S. Ahasverus. Ein Heldengedicht. 8°. Leipzig. G. Wigand.

Herbert L. Niclaus und Metternich. Zweite Abtheilung. Metternich. 2 Bände. 8°. Leipzig. Grunow.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Kaffa A. C. Die homöopathische Therapie mit Grundlage der physiologischen Schule. Ein praktisches Handbuch für Aerzte. II. Band. 3. Heft. 8°. Sondershausen. Cappel.

Meißner A. Gedichte. Zehnte Auflage. 8°. Leipzig. Grunow.

Neuf A. C. Die Bryzoen, Anthozoen und Sogearien des braunen Jura von Berlin bis Krakau, mit 4 Tafeln. 4°. Wien. Gerold.

C.

Archiv für österreichische Geschichte. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der k. Akademie der Wissenschaften. 37. Band. 1. Heft. gr. Wien. Gerold.

Biedermann G. J. Geschichte der österreichischen Gesamtstaats-Idee. 1526—1804. Erste Abtheilung 1526—1705. gr. 8°. Innsbruck. Wagner.

Geschichte, österreichische für das Volk. XV. Band. (Kaiser Franz von Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Luneville. 1792—1803. Von R. Werner.) XVI. Band (Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruch des russisch-französischen Krieges. 1804—1811). 8°. Wien. Prandel. Ewald.

Höfler Const. Beiträge zur Katastrophe des Herzogs von Friedland. Oesterreichische Revue. V. Jahrg. 1. Heft.) gr. 8°. Wien. Gerold.

— — Die Zeit der luxemburgischen Kaiser. Karl IV. (Wenzel) — Sigmund. (Oesterreichische Geschichte für das Volk V. Band.) 8°. Wien. Prandel. Ewald.

Janko Wilh. Wallenstein. Ein Charakterbild im Sinne neuerer Geschichtsforschung auf Grundlage der angegebenen Quellen in drei Büchern. 8°. Wien. Braumüller.

Markgraf, über das Verhältniß des Königs Georg von Böhmen zu Papst Pius II. 1458—1462 gr. 4°. Breslau. Maruschke & Berendt.

Borový, K. Jednání a dopisy konsistoře katolické a utrakvistické. (Acte und Correspondenzen des katholischen und utraquistischen Konsistoriums.) 1. Band 1. Heft. (Bibliothéka hist. 37.) gr. 8. Prag. Kober

Palacký Frant. Dějiny národu českého v Čechách a na Moravě dle původních pramenův. Díl V. Wěk Jagellonský. Částka II. Králování Wladislawa II. a Ludwika I. Od roku 1500—1526. (Geschichte des böhmischen Volkes in Böhmen und Mähren. V. Theil. Das Zeitalter der Jagellonen. Zweite Abtheilung. Die Regierung Wladislaws II. und Ludwig I. vom Jahre 1500—1526.) gr. 8°. Prag. Tempfky.

Tokstein F. Zidě v Čechách. Na základě nejspolehlivějších pramenův. (Die Zuben in Böhmen auf Grundlage der verlässlichsten Quellen.) 8°. Prag. Mikuláš.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 25. Oktober 1867.

Höfler und Krummel.

(Schluß.)

Seit unserem letzten Artikel ist dem guten Herrn Krummel ein so arges Malheur passiert, daß wir als mitleidige Seelen gern davon abgesehen hätten, dem armen Herrn Pastor zum Überfluß auch noch einen Stein nachzuwerfen. Wie die Türken zu dem Grabmale des Propheten, so hat auch Herr Krummel eine Wallfahrt nach Prag unternommen; er hat hier den Nachkommen der Husiten seine unterthänigste Aufwartung gemacht und ist von denselben — in Gnaden empfangen worden. Es muß ein erhebendes Bild gewesen sein, diese viereckigen slavischen Gesichter, die mit großmüthiger Protektormine auf den gutmüthigen deutschen Pastor niederschauten, der mit emsiger Andacht das Weihrauchfaß schwenkte und vor der Größe und Kultur der böhmischen Nation in Bewunderung zu ersterben drohte. In diesem großen Momente mußte jedem guten Deutschen an Hrn. Krummels Stelle zu Muth gewesen sein, als ob ihn die sonst so gütige Natur mit jenem Appendix versehen müßte, mit welchem andere Geschöpfe ihren gnädigen Herren die Gefühle tiefer Rührung zuzuwedeln pflegen. Ein böhmisch gesinntes Schmierblatt, das die Deutschen in Böhmen nur mit waschledernen Handschuhen anzufassen wagen, verkündigte das glückliche Ereigniß der Bevölkerung Prags, lobte Herrn Krummel wegen seiner braven Aufführung und guten Sitten und brachte solche Details über sein bisher ziemlich verborgenes Dasein, daß über die intimen Beziehungen des deutschen Historikers zu dem böhmischen Journale kein weiterer Zweifel obwalten konnte. Zu gleicher Zeit erschienen in demselben Blatte mehrere Artikel, in welchen zwar die giftigsten Ausfälle gegen unsern Verein enthalten waren, die jedoch Herrn Krummel so über alle Gebühr erhoben, daß wir trotz aller gegentheiligen Gerüchte Herrn Krummel selbst doch nicht für den Verfasser halten können.

Indeß nicht bloß bei den böhmischen Feudalen, sondern auch bei den böhmischen Clericalen hat der bescheidene deutsche Pastor während seines Prager Aufenthaltes die freundlichste Aufnahme gefunden, bei denselben Herren, die seit jeher die eifrigsten Förderer der Jesuiten, und die mächtigsten Stützen des Concordates gewesen sind. Ihm öffnete sich selbst die Bibliothek des hochwürdigsten Metropolitancapitels, deren Pforten jedem liberalen Deutschen in der Regel mit sieben Siegeln verschlossen sind.

Der Prager Aufenthalt des Hrn. Krummel enthebt uns eigentlich der Pflicht uns weiter in eine Kritik der Krummelschen Schriften einzulassen. Wenn dem guten Herrn Krummel nicht die Liebkosungen der böhmischen Journale, nicht die Freundschaft der böhmischen Clericalen über seine Richtung die Augen geöffnet haben, so werden es auch wissenschaftliche Beweise nicht im Stande sein. Unsere Absicht war, nachzuweisen, daß die Schriften des Hrn. Krummel eben so undeutsch als unprotestantisch seien. Die Schriften des Hrn. Krummel sind undeutsch. Sie glorificiren die erbittertsten Feinde des deutschen Namens und verherrlichen eine Bewegung, die auf die Ausrottung der Deutschen in Böhmen gerichtet war und die unsägliches Elend auch über unsere Volksgenossen jenseits der Grenze gebracht hat. Und wenn nur die Darstellung Krummels der geschichtlichen Wahrheit entspräche! So aber verleitet ihn seine Sympathie für das Cechenthum zu offenkundiger Verdrehung der Thatsachen und zu solchen Widersprüchen, wie sie nur entweder die Unverschämtheit oder die Einfalt ihren Lesern aufstischen kann. Wir haben gesehen, wie Hr. Krummel die Vertreibung der deutschen Professoren i. J. 1409 zu rechtfertigen weiß. Das Beste jedoch ist, wie er den Beweis führt, daß Hus an dieser Vertreibung gar keinen Antheil gehabt habe. Wir sehen freilich nicht ein, weshalb sich Herr Krummel überhaupt

die Mühe nimmt, seinen Lieblingsheiligen von der Mitschuld an dieser Vertreibung zu reinigen, wenn durch dieselbe den Deutschen kein Unrecht geschehen, sondern nur die ursprüngliche statuarische Ordnung wieder hergestellt worden war; aber sicher ist sicher, denkt Hr. Krummel, und da auf dem böhmischen Reformator um keinen Preis ein Macdel sitzen bleiben darf, so ist es am besten, wenn er mit der schmutzigen Geschichte gar nichts zu schaffen hat. Zwar kann Hr. Krummel nicht läugnen, daß sich Hus mit Hieronymus persönlich „in dieser Angelegenheit,“ d. h. um den Rechtsbruch zu erbitten, nach Kuttenberg zu dem Könige begeben habe; er sei aber von diesem anfangs so barsch angefahren worden, daß er erkrankte und erst der Oberlandschreiber Mik. v. Lobkowitz seinen Einfluß ausbieten mußte, daß der König schließlich doch Husens Bitte gewährte. Hus freute sich ganz aufrichtig des königl. Mandates und verteidigte die Maßregel in einer eigenen Apologie. Und das Alles erzählt Hr. Krummel selbst und nennt es die positiven Beweise, daß Hus keinen Antheil an dem verhängnißvollen Ereignisse hatte. Wahrhaftig, wenn Hr. Krummel jemals ein collegium logicum gehört hat, so darf er sich kühn das Collegiengeld zurückgeben lassen, gelernt hat er nichts darin. Und dann ist Hr. Krummel simpel genug, zu glauben, die českischen Ovationen hätten dem unparteiischen deutschen Historiker gegolten und nicht dem nationalen Renegaten?

Die Schriften Krummel's sind aber auch unprotestantisch. Man sollte es kaum für möglich halten, und doch ist es wahr, daß ein deutscher protestantischer Theologe um seiner slavischen Marotten willen die Bedeutung der Reformation herabzubrüden sucht. Die deutsche Reformation ist ein weltgeschichtliches Ereigniß geworden; sie hat die Geister von dem ungeheuren Banne mittelalterlicher Ideen befreit und der Welt die Freiheit der Forschung zurückgegeben. Was aber sind die Resultate der husitischen Bewegung gewesen? Ein allgemeiner Raubzug gegen die wohlhabenden deutschen Städte, ein furchtbares Aufflammen des nationalen Hasses und hierauf das Zurücksinken des verödeten Landes in namenlose Noth und Barbarei!

Das Husitenthum hatte in Böhmen den vollständigsten Sieg errungen, aber man nenne uns eine einzige Idee, die von diesem Punkte aus veredelnd und befruchtend der übrigen Welt sich mitgetheilt hätte. Die einzige Errungenschaft, die außer den ärmlichen vier Basler Artikeln das českische Volk auf seinen blutigen Raubzügen sich erkämpft hatte, war die, daß Böhmen durch die gründliche Ausrottung des deutschen Bürgerthums vor der Gefahr einer völligen Germanisirung gerettet ward. Wenn um dessentwillen ein českischer Parteihistoriker die Helden der husitischen Bewegung feiert, so finden wir das erklärlich und verlieren kein Wort darüber: aber einen Hochverrath an der deutschen Nationalität nennen wir es, wenn ein deutscher Historiker sich nicht entblödet, die größte That der deutschen Nation mit dem Weistanze des českischen Nationalhasses in Parallele zu bringen, wenn er zwischen Hus und dem deutschen Reformator keinen besseren Unterschied hervorzuheben weiß, als etwa den, „daß es Luthern bei längerem Leben vergönnt war, dasselbe Werk der Vollendung entgegenzuführen.“ Selbst von einer Beeinflussung Luthers durch den Husitismus läßt sich nicht reden, nachdem Luther Hus und seine Schriften erst kennen lernte, als er den kühnsten Schritt seines Lebens bereits gethan hatte.

Und dann wundert sich Hr. Krummel über die Freundschaftsversicherungen der českischen Clericalen, denen er durch seine Schriften so erwünscht in die Hände arbeitet?

Wir wundern uns nur über zwei Dinge, daß das Kirchspiel des Herrn Pastors im Großherzogthume Baden und nicht unter den Wasserpolaken liege, und daß die berühmte Sybel'sche Zeitschrift das jüngste Geisteskind des Herrn Krummel dem stillen verborgenen Dasein entrißen hat, dessen sich die früheren Kinder der Krummel'schen Muse verdienter Maßen erfreuen.

G e s c h i c h t e .

Dějiny národu českého v Čechách a v Moravě dle původních pramenův vypravuje František Palacký. D. V. Wěk Jagellonský, C. II. Králování Wladislawa II a Ludwika I. 1500—1526.

(Fr. Palacký, Geschichte des českischen Volkes in Böhmen und Mähren nach Originalquellen. V. B. Das jagellonische Zeitalter. 2. Abth. Die Regierung Wladislaw II. und Ludwig I. 1500—1526.)

Vorstehendes Werk bringt den Schluß jener Periode der böhmischen Geschichte, um die sich

Palacký durch Sammlung und Drucklegung von Quellen so wie durch Herausgabe des genannten Geschichtswerkes selbst durch eine Reihe von mehr als vierzig Jahren Verdienste zu erwerben in jeder Beziehung in die glücklichste Lage versetzt wurde. Gegen die bisherige verlagsmäßige Uebersetzung erscheint dieser Schlußband zuerst in czechischer Sprache, um erst später vom Autor selbst in die deutsche übersezt zu werden. Hiedurch zur Lectüre der czechischen Ausgabe bewogen, bemerkten wir zum ersten Male eine nicht uninteressante Verschiedenheit, die zwischen beiden Ausgaben gleich im Titel besteht. Während die deutschen den viel allgemeineren aber präzisieren „Geschichte von Böhmen“ führen, sehen wir mit Vergnügen, daß wenigstens in der czechischen Ausgabe die Bezeichnung des Inhaltes weit richtiger und treffender in den Worten gegeben ist: „Geschichte des czechischen Volkes in Böhmen und Mähren.“ Manche Bemängelung könnte nicht erhoben, manche Anforderung an das Werk nicht erst gestellt werden, wenn sich dasselbe auch in deutscher Sprache in gleicher Weise weniger irreleitend einführen würde — eine andere Frage ist es freilich, ob die Contrahenten seiner Zeit eine „Geschichte Böhmens und Mährens“ oder eine „Geschichte des czechischen Volkes in Böhmen und Mähren“ im Sinne hatten. 1)

Im Vorworte erklärt der Verfasser, weshalb er sich bewogen finde, seine Arbeit mit dem Jahre 1526 zu schließen, und welche ferneren Thaten er derselben noch beizufügen gedenke. Die große Aufgabe der Quellenammlung und Ordnung hat eine so lange Zeit in Anspruch genommen, daß bei dem vorgeschrittenen Alter des Verfassers an eine Beendigung der böhmischen Geschichte ohnehin nicht zu denken wäre, und diese somit einern jüngern Kraft (Prof. Gindely) überlassen bleiben wird, während sich Palacký nur mehr mit der Ergänzung und Verbesserung des bereits Geleisteten beschäftigen wird. Zwar werde bei der Art seiner Forschung und Geschichtschreibung, versichert derselbe, „was er immer vorgetragen und historisch begründet habe, durch Niemand umgestoßen werden, sondern seine Geltung behalten in alle Zukunft,“ dennoch aber habe sich bei der Arbeit selbst sein Blick geschärft und seine Kennt-

niß durch mittlererweile aufgedeckte Quellen vermehrt. Sodach hätten wir von dem böhmischen Landeshistoriographen noch als einen Nachtrag zu seinem Werke einen Band böhmischer Culturgeschichte umfassend die Zeit von 1253 — 1526, eine Uebersetzung der husitischen Periode und dann eine neue Auflage des Zeitalters Přemysl II. und Karls IV. zu erwarten.

Die Periode, die uns Palacký in dem vorliegenden Bande schildert, ist eine der kläglichsten in der böhmischen Geschichte. Die Cechen hatten erreicht, was das Herz begehrte, losgelöst von den Traditionen der Přemyslidenzeit, von dem Weltberufe, den einst deutsche Kaiser mit der böhmischen Krone zu verbinden gestrebt, zurückgezogen auf ihr trauliches Winkelschen, ungestört von dem einst vorwaltenden nunmehr vernichteten deutschen Wesen, unter dem Schilde eines slawisch-polnischen Königs schien ihr Ideal erreicht — und siehe! „obgleich das Volk Dank den Verdiensten der Vorfahren, die dem czechischen Namen Respect und Ruhm erworben, von Seiten seiner Nachbarn eines vollständigen und dauernden Friedens sich erfreute, verliert dennoch das Königreich Böhmen seine Stellung unter den Mächten Europas, und in dem Areopage der christlichen Fürsten verhallt die Stimme seines Herrschers, als gäbe es gar keinen mehr, ja selbst die Existenz der einst so glorreichen Krone Böhmens beginnt zweifelhaft zu werden. . . . selbst im Innern des eigenen Landes ist das Staatsleben nur ein Bild der Zerfahrenheit, der Anarchie und Ohnmacht!“

Zu den Gründen dieser Erscheinung gehört und einer Quelle mit diesen ist der unheilvolle Ständestreit, dessen Schilderung den größten Theil des Werkes erfüllt und der für uns das größte Interesse bietet. Die Deutschen waren zwar seit dem Husitenkriege aus dem Lande geworfen, aber nicht ebenso das Deutschtum. Schon in der bloßen Existenz des dritten Standes, des Bürgerthums, der in seinen Gliedern nun allerdings czechisch war, lag ein Beweis, daß der geistigen Germanisation des Landes immer noch nicht vollständig Einhalt gethan war. Dieß sollte nun vollständig geschehen, wenn es dem

1) Man kann nicht sagen, die Bezeichnung „národ český“ enthalte in diesem Sinne nicht den ethnographischen, sondern den politischen oder geographischen Begriff „böhmisches Volk;“ sonst könnte es nicht weiter heißen „in Böhmen und Mähren,“ vielmehr müßte es in diesem Falle lauten „národ český i moravský.“

Adel gelänge, das Bürgerthum als Stand ganz zu vernichten. Ein halbwegs vernünftiger König hätte sich entschieden auf Seite des letzteren stellen müssen, der Pole Wladislaw aber war gerade am wenigsten geeignet, dieß zu erkennen, er gab das Bürgerthum auf und mit ihm sich selbst und die Machtstellung des Staates — noch einige solche Regenten und Böhmen war auf dem Wege Polens. Welche schmachvolle Erniedrigung des königlichen Ansehens mußte Wladislaw von dem Adel erleben, den er thörichter Weise emporhob, wenn ihm derselbe gegenüber den auf königliche Privilegien gestützten Ansprüchen des Bürgerthums als letztes Argument in's Gesicht sagen durfte, er der König habe gar kein Recht, ein solches Privilegium auszustellen, noch hätten es die früheren gehabt, daher seien alle Stadtprivilegien ungültig, denn der Staat, die Quelle alles Rechtes seien sie — die Herren vom Stegreif. Was seit Přemysl Ottokar I. glorreichen Andenkens geglitten, wohl verbrieft und besiegelt durch Jahrhunderte, das erklärten nun dieselben Herren für nicht zu Rechte bestehend, die sich wohlweislich jedes an sie verschleuderte Staatsgut durch Brief und Siegel zusichern ließen, an dessen Geltung zu zweifeln in diesem Falle jedermann als Hochverrath angerechnet worden wäre!

Zweierlei muß im Allgemeinen an der Darstellung Palackýs auffallen. Einmal ist dieß die allerdings schon bekannte, auch hier wieder ausgesprochene Lieblingsidee des Verfassers, als habe der böhmische Adel in einer Art Unschuldszustande gelebt, bis die Stimme der Verführung von Deutschland her in sein Ohr drang und sein sonst so slavisch weiches Herz verhärtete, so daß er von da an tyrannisch nach der Unterdrückung des Bürgerstandes und nach der unumschränkten Herrschaft über den Bauer strebte. Jede Mackel an ihm ist deutschen Ursprungs, jeder edle Zug verräth noch den Slaven. Palacký geht hierin selbst im Detail so weit, daß er behauptet, als sich die Städte zu einem bewaffneten Bunde zusammenschaarten und ihnen die Masse des Adels gerüstet gegenüber stand, da haben nicht die hohen Mauern der Städte einerseits und ihre Scheu in offenem Felde anzubinden andererseits vor Blutvergießen geschützt, wie es doch ganz natürlich scheinen sollte, sondern, zum Ruhme des böhmischen Adels mußte es gesagt werden — sein Slaven thum. „Indem die böhmischen Herrn, sagt Palacký Seite 50 wörtlich, bei allen deutschen Gelübden dennoch

nicht aufhörten Slaven zu sein, konnten sie sich nicht entschließen um der Erlangung und Befestigung ihrer Herrschaft willen Blut zu vergießen.“ (!) — O der heiligen Unschuld! Wir halten und hoffentlich gegen Palacký noch sehr viele mit uns den böhmischen Adel in diesen Bestrebungen weder für Copie noch für Original, sondern sind der Ueberzeugung, er sei neben dem Adel anderer Völker eben nur dem allgemeinen Wesen der menschlichen Natur gefolgt, er habe den ihn beengenden Rechten des Bürgerthums widerstrebt seit Anbeginn, konnte aber dessen Erniedrigung nicht früher erreichen, als bis dasselbe durch die Hustenflüme — in denen die Urnatur des slavischen Adels firstirt gewesen zu sein scheint — niedergeworfen und dann vom albernsten Könige preis gegeben worden war.

Ein zweiter und zwar bedeutenderer Mangel scheint uns in der Darstellung des Ständekampfes die sehr ungleiche Behandlung der streitenden Parteien. Während wir beispielsweise aus dem Werke selbst die Präensionen des Adels wohl zu erfassen vermögen, die sich auf die Berufung des Bürgers vor das adelige Landrecht beziehen, da uns schon frühere Bände des Palackýschen Werkes das daselbst geltende Recht mit all seiner Kostspieligkeit, Langwierigkeit, Unsicherheit und Abgeschmacktheit im kleinsten Detail bekannt machen, so ist auf das seit den Přemysliden für die Bürger geltende Recht, das nun eben ein Hauptstreitpunkt wurde, kaum ein oder das andere Mal als auf das fremde oder „deutsche Recht“ wegwerfend hingewiesen: und doch mußte es uns klar gemacht werden, wie beispielsweise das sächsische, in den meisten böhmischen Städten immer noch geltende Recht von den ältesten bekannten Satzungen desselben an, seit Erzbischof Wichmanns Zeiten, dahin drängte, sich in Einklang zu setzen mit den Interessen des arbeitenden und handelnden Bürgers, der nicht wie der müßige Edelmann um eines Werthes von wenigen Groschen oder einer muthwilligen Klage wegen, zu drei- viermalen eine kostspielige und zeitraubende, ja der öffentlichen Unsicherheit wegen für ihn oft unmögliche Reise in die Hauptstadt zu unternehmen im Stande ist, um daselbst wieder Wochen lang auf die Abwicklung eines Prozesses zu warten, den er beim klarsten Rechte möglicher Weise verlieren kann, weil er mit dem unrechten Fuße in die Kapelle tritt oder durch Verletzung sonst eines gleich ehrwürdigen wie albernem Brauches. Es

hätte müssen die Parallele zwischen deutschem Stadtrecht und slavischem Landrechte ersichtlich gemacht werden, wenn dem in der Rechtsgeschichte minder bewanderten Leser der Gegenstand des Streites klar werden und wenn er ersehen sollte, wie auf Seiten der Bürger ein Culturmoment vertreten, von Seite des Adels bekämpft wurde. Doch davon ist keine Rede! In gleicher Weise wird der langwierige Streit um die Ausfolgung der in die Städte gestifteten Unterthanen dem Leser unklar bleiben, der nicht das sächsische Weichbildrecht mindestens bis zum 4. Artikel kennt, was bei Palacký eben nicht der Fall scheint. Es steht zu erwarten, daß eben solche Lücken, die in seiner geschichtlichen Darstellung allenthalben vorhanden sind, wo es sich um das Bürgerthum handelt, in den versprochenen Nachträgen ihre Ausfüllung erhalten dürften. (Schluß folgt.)

Sprachkunde und Literaturgeschichte.

Dr. J. J. Hanuš. Das Schriftwesen und Schrifttum der böhmisch-slawischen Völkersämme in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidentum in das Christentum. Eine literarhistorische Abhandlung. Zur Jubiläumsfeier der Auffindung der Grünberger und Königihoser Handschrift. Prag. 1867. Rivnác in Comm.

Die Čechen hatten alle Ursache, im heurigen Jahre das fünfzigjährige Jubiläum der Auffindung der Grünberger und Königihoser Handschrift zu feiern. Mögen diese Handschriften echt oder unecht sein, sie haben jedenfalls ihre Schuldigkeit gethan und wesentlich dazu beigetragen, das schlummernde Nationalbewußtsein des čechischen Volkes zu erwecken und zu hellen Flammen zu schüren. Wir freuen uns, daß dieses Jubiläum einem der tüchtigsten čechischen Gelehrten, dem Bibliothekar Herrn Hanuš Gelegenheit geboten hat, wieder einmal mit einer deutschen Schrift an die Deffentlichkeit zu treten. Herr Hanuš hat seit mehr als einem Jahrzehend die gründlichsten Forschungen über slavische Mythologie, Alterthümer und Literatur gemacht, größtentheils jedoch in čechischer Sprache und zwar in den Abhandlungen der kön. böhm. gel. Gesellschaft veröffentlicht. Sie sind dort so gut wie verloren, nicht gekannt von den deutschen Gelehrten, unversehrt und unbeachtet von den eigenen Volksgenossen. Es ist aber wirklich ein Gewinn für die Wissenschaft,

daß Hr. Hanuš in der vorliegenden Schrift den čechischen Familienrock ausgezogen und wieder das Staatskleid der deutschen Sprache angelegt hat.

Gleich im Anfange seiner Schrift tritt Hanuš in seiner ruhigen, besonnenen Weise einer beliebten čechischen Marotte entgegen. Bekanntlich lieben es die phantasiereichen čechischen Gelehrten, den alten heidnischen Čechen alle möglichen Künste und Wissenschaften an den Hals zu schreiben. Nach ihren Schilderungen müßte der goldene Wischegrad, so ein slavisches Athen oder heidnisches Weimar gewesen sein, wo statt der Herzogin Amalie, die Prophetin Kibuffa auf ihrem goldenen Sitze thronte, umgeben von weisen Jungfrauen, von Kunst- und Schreibschulen, welche Götterbilder und hölzerne Bücher fabricirten. Hr. Hanuš zerstört nun zum guten Theile diese schönen Träume durch den unbarmherzigen Nachweis, daß die heidnischen Slaven noch gar keine Lautschrift, sondern höchstens eine Art Bilderschrift hatten, die durchaus kein allgemeines Gedächtnis- und Indusriemittel abzugeben im Stande war. Ebenso interessant und besonnen sind seine weiteren Untersuchungen über die glagolische Schrift, wobei er die Ansicht von Grimm und Kopitar, daß die Glagolica ein rein slavisches Alphabet sei und ihre Lautzeichen den slavischen Runen entnommen habe, glücklich widerlegt. Mit den südslavischen Bekehrern kam die glagolische Schrift auch nach Böhmen, hier hatte sie jedoch alsbald einen langen Kampf mit der von Deutschland eindringenden lateinischen Schrift zu bestehen, in welchem sie endlich unterlag. Ebenso wenig konnte die Kyrillica in Böhmen gedeihen, die doch bei den Südslaven die Glagolica größttheils verdrängt hatte.

An diese Untersuchungen über die Geschichte der Schrift, die einen guten Theil der Culturgeschichte Böhmens überhaupt umfassen, fügt Hr. Hanuš eine ausführliche Besprechung der beiden ältesten, freilich vielfach angefochtenen, poetischen Denkmäler der čechischen Sprache, der Grünberger und der Königihoser Handschrift (S. 39—114.) Das Werthvollste an dieser Partie ist ohnstreitig die sorgfältige chronologische Darstellung der gesammten Literatur, welche die beiden Handschriften bereits hervorgerufen haben. Wenn aber Hr. Hanuš aus dem Umstande, daß die Königihoser Handschrift nach jedem Angriffe immer wieder ihre Vertheidiger gefunden hat, einen Schluß auf ihre Echtheit macht, so passirt dem sonst so scharfen Logiker denn doch

einmal auch ein Fehlschluß; denn die Königinhofer Handschrift hat nach jeder Vertheidigung doch auch immer wieder einen neuen Angriff erfahren. Die Fähigkeit im Angriff wie in der Vertheidigung hat zum großen Theil darin seinen Grund, daß die böhmischen Patrioten die Königinhofer Handschrift unverdienter Maßen zum Palladium der böhmischen Nation erhoben und zu einem wirksamen Agitationsmittel mißbrauchten. Dadurch kam in den Streit, der ein bloß literarischer kaum jemals gewesen ist, eine ungemaine Verbitterung, so daß jeder Čech, der nur irgend einen Zweifel an der Echtheit hegte, augenblicklich als Hochverräther von der böhmischen Journalistik proscribirt wurde. Der Glaube an die Echtheit der Königinhofer Handschrift unter den Čechen ist nicht das Produkt literarischer Ueberzeugung, sondern politischer Parteidisziplin.

Erst neuerlich wieder haben Spuren in die Klosterbibliothek des Stiftes Strahov geführt, wo noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein deutsches Liederbuch vorhanden gewesen sein soll, das seitdem verschwunden ist. Die Abschrift eines deutschen Wjsehradliedes, welche gleichfalls aus jenem Liederbuche herkommen soll, hat ein Mitglied des deutsch-histor. Vereins bereits vor Jahren dem böhmischen Museum übersendet. Wir können vorläufig nicht ermessen, ob diese Spuren auf einen richtigen Weg führen werden: genug, so unermülich als die Vertheidiger der Königinhofer Handschrift sind, so unverwundlich ist der Verdacht, daß die altböhmischen Gedichte, die unter so seltsamen Umständen und unter offenkundigen und jetzt bereits zugestandenem Fabeln und Lügen ans Licht kamen, selbst nur Täuschung und Lüge seien, die nur dazu dienen sollten, das böhmische Volk aus seiner Apathie emporzurütteln. Der Zweck ist erreicht, die Sache hat gegenwärtig wenig Bedeutung mehr.

U. F. Liebelt. Die Abstammung der Slaven. Ethmol. nachgewiesen und benützt als Hilfsmittel zur leichteren Erlernung der griechischen Sprache für slavische Schüler. Prag. Selbstverlag. 1868. S. II + 52.

Die Čechen sind von den Polen einmal ein Volk von Philologen genannt worden. Unter einem solchen Volke müßte es höchst langweilig zugehn, wenn nicht zuweilen ein literarischer Hanswurst aufträte, der durch seine närrischen Einfälle einige Heiterkeit in die eintönige poli-

tische Grammatik brächte. Der Altmeister dieser philologischen Harlequine ist eigentlich Kollar, der Verfasser der *Slávy doera*, der in seiner *Staroitalia slovanska* alles Ernstes nachzuweisen suchte, daß die Römer Slaven gewesen seien und das Haupt des ehrfamen Marcus Tullius Cicero eigentlich eine slavische Pelzmütze statt der Bürgerkrone hätte zieren sollen. In den 50er Jahren erschien ein anderes Büchlein — der Titel ist uns entfallen — in welchem Herrmann und Thunelba und alle Größen der deutschen Nation zu Ehren der slavischen Nationalität confiscirt wurden. Selbst der Name der Deutschen wurde aus dem slavischen *dejtesem* abgeleitet, weil die habgierigen Deutschen bei Eroberung slawischer Landschaften fortwährend *dejtesem* (gebt her) gerufen haben sollen. Dem vorliegenden Büchlein gebührt das Verdienst, in diesen höheren Blödsinn einige Abwechslung gebracht zu haben. Hr. Liebelt kehrt einmal die Methode Kollars um, er macht keineswegs wie Kollar Griechen und Römer und Gott weiß, welche Nationen zu verkappten Slaven, sondern er beweist uns, daß die Slaven gar keine Slaven, sondern in direkter Linie Abkömmlinge der Griechen sind. (S. 48.) Ja, ja, „die Slaven sind Griechen, wahrscheinlich hervorgegangen aus den Colonien, die das berühmte Mutterland so zahlreich aussendete und die durch politische Verhältnisse immer weiter nach Norden und Westen getrieben sich mit der Zeit vieltausendfältig und bis zum zahlreichsten Volke unseres Welttheils vermehrten.“ (S. 3.) Den Beweis hiefür liefert ihm die böhmische Sprache, die „aus der griechischen Sprache unmittelbar abgeleitet, bis auf Geringsfügiges mit derselben übereinstimmend und lediglich durch dieselbe zu erklären ist.“ (S. 1.) Nur böswillige deutsche Neidhämmer können diese Ergebnisse der Liebeltschen Forschungen in Zweifel ziehen. Man betrachte die slavischen Volksnamen — alle sind griechisch. Die *Slované* (von *σλλαμβάνω*) sind die „Beistehenden,“ die *Schlesier* (von *σλητης*) sind die Plünderer, die *Kasubi* (*κατά-συβόσιον*) sind Schweinhirten, und die Čechen vom gr. *της* sind Lohnarbeiter oder Lohnbedienten, weshalb man sich seiner Zeit eigentlich ganz unnötig wegen der Hebbelschen „Bedientenvölker“ so sehr erschauert hat. Wie die Volksnamen stammen auch die böhmischen Personennamen alle aus dem Griechischen. Sehr schön erklärt Herr Liebelt z. B. den Namen des Fürsten Auers-

berg aus dem gr. *αβρός-πέργαμος*, Besitzer eines prächtigen Schlosses. Es ist, als ob der griechische Urbater dieser Familie geahnt hätte, daß sein Urenkel Präsident des Reichsrathes werden und in dem schönen Schlosse zu Wlasczim wohnen werde. Und wie zart ist in dieser Etymologie zugleich der leise Vorwurf angedeutet, daß die erlauchte Familie trotz ihres slavisch-griechischen Namens ihrem slavischen Berufe abtrünnig geworden ist und sich dem nicht griechischen Deutschtum ergeben hat. Oder wie sinnig ist die Erklärung des so häufig vorkommenden Namens Zelenka aus *ζῆλος* und *ἐγγύη* ein eifriger Bürge, als Beweis, daß gefällige Giranten, diese Ketter in der Wechselnoth, schon bei den czechischen Urbätern sehr gesuchte Persönlichkeiten gewesen sind. Auffällig ist uns nur, daß wir unter den erklärten Wörtern die drei illustren czechischen Namen Nieger, Brauner und Palach nicht gefunden haben. Und doch ließe sich Palach so leicht von *παλαίος*, als „geliebter Knabe,“ oder von *παλάσσω*, *πάλαξες*, als „Schmierer,“ erklären, und Nieger ist ohne Zweifel der Schreckliche von *ῥίγος*, oder, was noch bezeichnender erscheint, der Schreier, der Brüller von der Wurzel *rud* lat. *rugio*, brüllen. Wir bitten Herrn Liebelst inständig, diese Etymologien, die ganz in seinem Geiste gemacht sind, gütigst prüfen und bei einer 2. Ausgabe seiner epochemachenden Schrift berücksichtigen zu wollen.

Wir sagen Scherz bei Seite: seiner epochemachenden Schrift! Die czechischen Patrioten haben seit Jahren schon der Welt verkündigt, daß die czechische Nation der deutschen Wissenschaft nicht bedürfe, sondern vollkommen im Stande sei unabhängig und im Gegenfaze zu Deutschland eine eigene nationale Wissenschaft zu schaffen. Die deutschen Neidhämmer waren bisher boshaft genug, daran nicht zu glauben und die Behauptungen der czechischen Patrioten für gewöhnliche Großmacherei zu erklären. Sie sind jetzt durch die vorliegende Schrift tief beschämt worden. An Liebelsts Schrift ist die deutsche Wissenschaft jedenfalls ganz unschuldig, sie ist ein Originalwerk, das mit Verachtung aller deutschen Wissenschaft einzig und allein dem slavischen Nationalgeiste angehört. Zudem wir der czechischen Nationalliteratur zu dieser schönen Bereicherung gratuliren, zweifeln wir nicht, daß der sehnlichst erwartete czechische Landesminister für Cultus und Unterricht keinen Augenblick zögern werde, die

nationale Schrift, die ja nach der ausdrücklichen Erklärung des Autors auch für slavische Schulen bestimmt ist, in den neuen rein czechischen Schulen als Lehrbuch einzuführen.

Theoretisch-praktische Abhandlungen aus dem Gebiete der Wasser- und Straßenbaukunde. Von Wenzel Schaffer. Wien 1867.

Vorliegendes, 11 Bogen starkes Werk ist, wie der Titel sagt, theils theoretischer, theils praktischer Natur.

Im praktischen Theile bespricht der Verfasser zunächst das Fortschwemmen des Holzes auf Bächen und Flüssen, und zwar das Triften, d. i. das Fortschwemmen in unzusammenhängenden Stücken und das Flößen, d. i. das Fortschwemmen in zusammenhängenden Stämmen, und behandelt sodann sehr ausführlich die Construction und Ausführung der hiezu nöthigen Baulichkeiten, insbesondere der Klausen, einer Art Wehre, zur Ansammlung des nöthigen Wassers. — Wenn dieser Theil auch nicht gerade Neues enthält, so bildet er doch eine schätzbare Bereicherung der Literatur des Wasserbaues, da die Lehrbücher, selbst das von Hagen nicht ausgenommen, die hier besprochenen Bauwerke nur flüchtig behandeln, obwohl sie unter gewissen Verhältnissen von großer national-ökonomischer Wichtigkeit werden können. Jedenfalls wird dieser Theil manchem Ingenieur willkommen sein.

Das Uebrige ist hauptsächlich theoretischer Natur. Zunächst wird ausführlich die Bestimmung der Wassermenge in Bächen, die zur Anlage der Klausen nöthig wird, behandelt. Diesem folgt als Neuerung die Bestimmung der Stärke von Mauern, welche dem Wasserdrucke ausgesetzt sind, wie sie bei Klausen und Wasserreservoirs für Wasserleitungen und Schifffahrtskanäle vorkommen. Der Verfasser behandelt alle möglichen Combinationen, die sich durch die Böschung oder Abtreppung der vordern und hintern Fläche bilden lassen. Man vermißt aber trotz der großen Ausführlichkeit die Berücksichtigung eines wichtigen Punktes, nämlich der Lage des Angriffspunktes der Resultante der auf die Basis der Mauer wirkenden Kräfte, da es zur Verhütung einer Schiefstellung der Stämme und hiedurch entstehender Risse, welche die Wasserdichtheit gefährden, wesentlich ist, daß dieser Punkt möglichst in der

Mitte der Basis liegt, wenigstens bei nicht sehr festem Boden.

Zuletzt behandelt der Verfasser die Cubirung von Auf- und Absaigen oder von Dämmen und Einschnitten, die besonders beim Eisenbahnbau von Wichtigkeit ist. — Als neu tritt hierin die Entwicklung von Formeln auf, welche die bekannte Simpson'sche Regel ergänzen sollen, indem statt der Curve zweiten Grades, welche letztere voraussetzt, eine Curve dritten, vierten und fünften Grades vorausgesetzt wird. Von diesen Formeln verspricht sich der Verfasser eine größere Genauigkeit in der Anwendung auf Cubirungen von Auf- und Absaigen, als nach den gewöhnlichen Berechnungsweisen, was indessen (wenn man die nur rohen Näherungsrechnungen ausnimmt) wohl als Illusion zu bezeichnen ist. Legt man die Querschnitte nicht sehr nahe, so entziehen sich die Unregelmäßigkeiten des Terrains auch in diesen Formeln der Berücksichtigung; bei sehr reichen Querschnitten würden aber auch die gewöhnlichen Berechnungsweisen eine ziemlich große Genauigkeit bieten. Obwohl den Formeln des Verfassers fast ebenso schnell zum Ziele führen, als die Simpson'sche Regel, so sind sie doch nicht auf jede beliebige Anzahl von Querschnitten anwendbar, sondern nur auf Vielfache von 2, 3, 4, 5; während die Simpson'sche Regel, die in ihrer gewöhnlichen Form eine ungerade Anzahl von Querschnitten fordert, leicht eine Erweiterung auf eine ganz beliebige Anzahl von Querschnitten zuläßt. Einen besondern praktischen Werth bei Cubirung von Auf- und Absaigen versprechen wir uns daher von diesen Formeln nicht, während sie wohl in einzelnen anderen Fällen, z. B. zur Berechnung von regelmässi- ger gebildeten Flächen und Körpern, die in der Technik vielfach vorkommen, zweckmäßig Verwendung finden können.

Zu bemerken aber bleibt das Buch eine schätzbare Bereicherung der technischen Literatur.

Außer den in den Text gedruckten Holzschnitten sind drei große autographirte Tafeln mit Klausenanlagen beigegeben.

Dr. C. W.

Pädagogik.

Deutsches Lesebuch für die untern Classen der Gymnasien. 2. B. Von Dr. Maurus Pfannerer, Professor am Pilsener Gymnasium. Prag, Carl Bellmanns Verlag, 1867.

Dem ersten Band ist nun der zweite gefolgt und dieser bestätigt durchaus unsere in einem frühern Hefte der Mittheilungen geäußerte Ansicht. Der Verfasser steht mit seinem Lesebuch auf dem modernen Standpunkt, dieses Wort im besten Sinn gebraucht. Er hat aus dem so unendlich reichen Material das die deutsche Literatur bietet, ja das die Auswahl eben deswegen so schwierig macht, anerkannt Treffliches und im rechten Maß mit sicherem pädagogischem Takt ausgesondert. Mit einem solchen Lesebuch kann Lehrer und Schüler zufrieden sein, beide sind vom verschiedensten Standpunkt angeregt und es freut einem die Fülle des Guten, Herz und Kopf in Anspruch nehmenden geistig durcharbeiten. Die Schen vor allem, was die neuere in Form und Inhalt so hochstehende Poesie bietet, finden wir endlich einmal hier vollständig überwunden und auf Grundlage solcher Lesebücher wird sich am Obergymnasium leicht arbeiten lassen; die österreichischen Dichter und Schriftsteller sind dabei nicht vernachlässigt, und die Bilder aus Natur, Geschichte, Kunst und Leben mit feinem und richtigem Takte gewählt; Orthographie, Sprachliches und Sachliches sind gründlich in's Auge gefaßt, der Druck deutlich. Die Erklärung von „Grute“ als Griebs (lettisch grudas Korn) v. Wurzel grut stimmt nicht, da schon mittell. grutum (franz. griotte).

L. Ch.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 20. Dezember 1867.

Die Moskauer Pilgersfahrt.

Jos. Wenzel Fric, die Kehrseite der slavischen Wallfahrt nach Rußland. Prag. Steinhauser in Commission. 1867.

Als vor einigen Jahren Dr. Mez in Frankfurt die Deutschen in Oesterreich die Schmerzenskinder des deutschen Volkes nannte: da säumten diese keinen Augenblick, eine solche Bezeichnung entschieden von sich abzuweisen. Die Deutschen in Oesterreich wußten damals sehr gut, wo sie der Schuh drückte, allein sie dachten wie jedes ordentliche Glied in einer Familie: Was zu Hause gekocht wird, soll auch zu Hause geessen werden. Man muß nicht jede häusliche Kränkung an die große Glocke hängen.

Die böhmischen Agitatoren würden damals an Stelle der Deutschen überglücklich gewesen sein. Diese Leute haben die seltsame Eitelkeit, sich als Unglückliche, Verfolgte, als nationale Martyrer bewundern zu lassen; sie sind wie hysterische Weiber, die immer etwas zu jammern und zu klagen haben, die sich alle mögliche Leiden andichten, einzig und allein — um sich interessant zu machen und Aufmerksamkeit zu erregen. Wie ein guter Ehemann hatten die früheren österreichischen Regierungen diesen hysterischen Marotten eine ungläubliche Geduld, eine unbegreifliche Schwäche entgegengestellt, und sich gerade dadurch erst eine böhmische Frage künstlich herangezogen. In das Ministerium Belcredi schien sich recht eigens die Aufgabe gestellt zu haben, das Danaidenfaß der böhmischen Forderungen zu füllen. Anfangs ging auch die Sache ganz leidlich. Man war jetzt Regierungspartei; man hatte die Majorität im Landtage wie im Prager Stadtverordnetencollegium; eine große Zahl neuer Stellen öffnete sich den Hungerleidern in der Partei, die bisher ohne Befoldung der nationalen Fahne gefolgt waren. Man fühlte sich grenzenlos geschmeichelt durch das gleichgewichtige Votum, das man den Ungarn gegenüber abzugeben hatte. Die Nasen gewisser politischer Zeitungsschreiber stiegen in Folge dessen mindestens 2 Zoll über das Normale. Allein die Flitterwochen des Ministeriums waren bald vorüber. Belcredi war zu langsam. Man hatte eine oktroyirte Wahlordnung erwartet, die den Deutschen im Landesauschusse und in den Landtagscommissionen vollends den Mund stopfen sollte. Man hatte von Landesministern geträumt, ja man erzählt sich, daß ein vielgenannter Patriot, der schon als Finanzbeamter sein glänzendes Genie für dieses Fach bewährt hatte, zu Hause im Lehnstuhl bereits probirte, wie er sich wohl im böhmischen Landtage als Chef der Landesfinanzen im Ministerfanteuil präsentiren werde. Die Nachgiebigkeit Belcredis hatte nichts erreicht, als die Insolenz und Anmaßung der böhmischen Forderungen zu steigern.

Als nun vollends ein Deutscher, Baron Beust, berufen ward, die Geschicke Oesterreichs zu leiten, als die böhmischen Feudalen gegen die verfassungsfreundlichen Großgrundbesitzer im Wahlkampfe erlagen, die Versöhnung mit Ungarn zu Stande kam und die Deutschen sich immer mehr mit dem Dualismus befreundeten: da kannten die böhmischen Agitatoren in ihrem Aerger keine Gränzen. Man drohte, aber seltsam, die Regierung schien es diesmal gar nicht zu hören. Man wählte nicht in den Reichsrath, allein auch dies wollte nicht mehr versagen. Da mußte denn der letzte Trumpf ausgespielt werden: wenn die Regierung vor den Drohungen der böhmischen Wortführer keinen Respekt mehr hatte, vor dem russischen Popanz, dachte man, würde sie schon zu Kreuze kriechen.

Die Russen hatten in Moskau seit lange her eine ethnographische Ausstellung arangirt, in welcher sämtliche Bewohner des heiligen Rußlands, zugleich aber auch die in den Nachbar-

ländern wohnhaften Slavenstämme durch Figuren, Waffen, Trachten, Geräthe und Alterthümer repräsentirt waren. Die Wissenschaft war bei dem ganzen Arrangement von vornherein Nebensache. Der eigentliche Zweck der Ausstellung war ein politischer. Zum erstenmale sollten die Repräsentanten aller slavischen Stämme in dem heiligen Moskau zusammentreffen, um hier die Größe des weißen Carens zu bewundern und dem russischen Reiche als der natürlichen Schutzmacht aller slavischen Völker zu huldigen. Allenthalben in Rußland hatten sich Comités gebildet, um die erwarteten Brüder festlich zu bewirthen und sie mit Reisegeld zu versehen.

Das war in der That eine prächtige Gelegenheit, der österreichischen Regierung den russischen Wauwau zu zeigen. Es war wohl nicht sehr loyal an einer russischen Demonstration gegen Oesterreich theilzunehmen; allein es kostete wenigstens nichts und wenn man sich auf der Pilgersfahrt recht in den Vordergrund drängte und recht natürlich die slavischen Schmerzenskinder spielte, durfte man immer hoffen, einmal wirklich die Augen Europas auf sich zu lenken und ein recht artiges Skandalchen zu Stande zu bringen. Nun, nach der vorliegenden Schrift wurde der Skandal schließlich ärger, als die Tschechen anfangs wohl beabsichtigt hatten. Die meisten Wallfahrer merkten nicht eher, wie sehr sie sich compromittirt hatten, als bis sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren und in nüchternem Zustand den Kauf der letzten Wochen überdachten. Die schlimmen Russen, die! Sobald sie nur die Wallfahrer über der Gränze hatten, ließen sie dieselben gar nicht mehr zur Bestimmung kommen. Sie schienen es ordentlich darauf anzulegen, ihre Gäste zu compromittiren und zu hochverrätherischen Aeußerungen zu veranlassen. Ein Fest jagte das andere; 6000 Flaschen Champagner wurden ausge-trunken, und das größtentheils von Leuten, die es zu Hause für eine pochoutka hielten, wenn sie zum Bily oder zum Kasch „auf ein Pilsner“ gehen und dazu eine Knackwurst oder ein „Gefelchtes“ aus der Kocktasche ziehen konnten. Und jetzt 100 Flaschen Champagner pr. Mann! Ja, da mußte die löbliche Pilgerschaft in einen Zustand gerathen, von welchem auch unser Strafgesetz §. 2 Lit. c annimmt, daß der Mensch in demselben auch bei hochverrätherischen Reden und Handlungen nicht mehr zurechnungsfähig sei. In einem solchen Zustande bejubelt man Alles. Wenn daher die Moskaspilger unzählige Male den Car leben ließen, mit fallender Zunge die russische Volkshymne sangen und die russischen Brüder umarmten und küßten, so war das wohl ein Skandal, an welchem sich gebildete Männer in der Regel nicht betheiligen; allein politisch darf man das ihnen nicht so übel nehmen. Die guten Wallfahrer waren dabei gewöhnlich schon in jenem Stadium höherer Begeisterung, wo man schwarz nicht mehr von weiß unterscheidet, so daß sie es auch gar nicht einmal fühlten, wie unwürdig und schmähtlich sie von den Russen, trotz des Champagners, behandelt wurden. Die russischen Halbbarbaren wollten von einer tschechischen Bruderschaft gar nichts wissen. Nur die Russen sind Slaven, das übrige sind ihnen inferiore Stämme, die schließlich froh sein müssen, das Schicksal der Polen zu theilen und in der russischen Nation aufzugehen. Vergebens machte Nieger mehrmals den Versuch, sich mit den Russen auf gleichen Boden zu stellen; er wurde schließlich mit sammt seinen föderativen Ideen förmlich ausgepiffen.

Freilich hatten die Moskaspilger selbst alles Mögliche gethan, um durch bedientenhafte Kriecherei, durch die größten Schmeicheleien die Russen in ihrem Hochmuth zu bestärken. Sie riefen Ura, Sláva und Zivio, als der russische Consul Racinsky von einem russischen Meere sprach, welches die slavischen Flüßchen und Bächlein verschlingen sollte; sie jubelten, so oft man ihnen ziemlich unverblümt zumuthete, ihre eigene Sprache aufzugeben und die russische als die allgemeine slavische Sprache dafür anzunehmen. Man winselte von politischer Sklaverei, in der man sich zu Hause befinde, man versicherte, daß die slavische Race Rußland als ihren Führer betrachte und hoffte, daß die russische Nation die anderen slavischen Völker unter ihre schützenden Fittige nehmen werde. Alles war schön und gut in Rußland, viel schöner als zu Hause. Brauner war ganz entzückt über die russische Cultur und die socialen Verhältnisse; die Redacteurs der „Politik“ und „Národny Listy“ bereuten ihre früheren politischen Sympathien, Samernik bewunderte die russische Großmuth, die den Polen in Czestochau noch so viele kostbare Schätze hinterlassen habe, und Nieger pries die russische Nation sogar wegen des Unterrichtsministers Tolstoj glücklich, wobei er nicht vergaß, hinzuzufügen, daß sich die österrei-

chischen Slaven leider eines so großen Glückes nicht erfreuen. Man trieb die Ueberheit so weit, daß man sogar auf den 5jährigen Großfürsten Wenzeslaus einen speichelleckerischen Toast ausbrachte.

Wir wissen nun freilich nicht, ob die Moskauer Pilgerfahrt auf die österreichische Regierung den gewünschten Eindruck hervorgebracht hat: aus der vorliegenden Schrift aber lernen wir, daß die böhmischen Wallfahrer in jeder andern Beziehung vollständig Fiasco gemacht haben. (Fortsetzung folgt.)

G e s c h i c h t e.

Palacký, Dějiny národu českého etc.

(Schluß.)

Der Kampf des Bürgerthums mit dem Adel ist der rothe Faden, der sich durch die ganze Geschichte jener Zeit zieht, er ist zugleich neben den neu auftauchenden Bestrebungen auf religiösem Gebiete die einzige That von bleibender Bedeutung. Alles, was nebenher geschieht, macht dem Verfasser sichtsliche Mühe, wenn es in ein halbwegs bedentfames Bild zusammengefaßt werden soll. Es ist unmöglich, aus diesem Stoffe, aus all' diesen kleinen und großen Barbareien trotz all' ihren Schauer-motiven ein Historiengemälde im großen Style zu componiren: die Zeit der Jagelionen gleicht leider mehr dem bunten Jahrmarkt-bilde trivialer Ränbergeschichten. So grell die Farben eines solchen sein können, sie sind nicht zu grell für die schöne Zeit der ruhmvoll regierenden böhmischen Oligarchie, jenes nationalen Vollblutabels, der in slavischer Taubenfrömmigkeit nicht im Stande gewesen sein soll, „Blut zu vergießen“ — wie die Einleitung sagt. Man lese aber dagegen im Buche selbst die sauberen Geschichten von den Herrn von Schlick, von Gutenstein, von Kopidluo und anderer: — man ist versucht, noch einmal zweifelnd nach dem Titel des Buches umzuwenden über diesem Arme- und Beineabhacker! Und welch' herrliche Gerichtsbarkeit jener Adel zu pflegen verstand, der sich über die der Städte beklagte! Selten — in vierzig Jahren — kam es zu einem Urtheile, fast nie zu einer Execution. So schöne Zeiten kehren freilich nicht mehr wieder! Man brauchte nur von Adel zu sein, dann konnte man den Kämmerer, der Ladung oder Urtheil brachte, einfach — oder auch mehrfach durchprügeln, ja man konnte ihn selbst zwingen, das Siegel des mißliebigen Urtheils sammt dem heiligen Wenzel auf demselben — im wörtlichsten Sinne des Wortes aufzupressen, und die Richter — lachten zu dem adeligen Witz!

(Siehe S. 500.) Und wie billig und uneigennützig war diese Adelsregierung! Unerhörte Schuldenlasten mußte der abwesende König auf sich nehmen und dennoch reichte ihm das Geld nicht, um für seinen Sohn einen Lehrer zu bezahlen: die Städte mußten ihm speciell zu diesem Zwecke je 10 Schock borgen — und wie wohl befanden sich dagegen die Herren bei dieser Armseligkeit des Königs! „Es ist bekannt,“ sagt Palacký S. 341, „daß Zdenek Leo von Rosenthal noch im Jahre 1505 einer der ärmsten böhmischen Herren war, und 20 Jahre später stand er trotz aller Verschwendung in der Reihe der Allerreichsten gleich neben den Herren von Pernstein und Rosenberg. So lange war er eben das Haupt der Oligarchie gewesen.“

In treffender Weise charakterisirt Palacký, ohne es gerade zu wollen, die slavischen und deutschen Reformbestrebungen (welch' letztere auch er als vollständig originell anerkennen muß), wenn er Luther den Sachsen, als Gegensatz zu dem damaligen Haupte der böhmischen Brüder, Lukas von Prag hinstellt: „In den Worten Luthers hört man den laute- ren, starken, klaren und durchsichtigen Verstand fast ohne Gefühl und Phantasie: bei Bruder Lukas ist der Verstand geleitet und getragen von Gefühl und Phantasie, so daß es ihm fast unmöglich wird, ohne Bilder und biblische Anspielungen auch nur zu denken und sich nur Einmal eines mystischen Anhauchs zu entledigen.“ (S. 457). —

Die Quellen zu diesem Theile der böhmischen Geschichte sind ziemlich dürftig und mager. Die Grundlage bilden immer noch die alten Annalisten (Starí letopisowé čestí). Außer einigen kleineren zum Theil noch ungedruckten Chroniken liefern das übrige Material meist zerstreute Briefe aus verschiedenen in- und ausländischen Archiven, deren reichhaltigstes das zu Wittingau. Die Landtafel bietet für diese Zeit aus bekannten Gründen das Wenigste. Die Darstellung ist eben so klar als schön, kann je-

doch den Charakter des Mosaikartigen und kümmerlich zusammen Gesuchten nicht immer verläugnen: die immer wiederkehrende Klage über Mangel an Nachrichten paßt in ihrer elegischen Tonart recht gut zum Stoffe. Es wäre sehr verdienstvoll, wenn der Autor auch für diese Zeit die bisher ungedruckten Materialien etwa in einem 6. Bande des „Archiv česky“ herausgeben wollte. **J. L.**

Die Stellung der Krone Böhmens in der Geschichte. Eine historisch politische Entwicklung von Dr. Jg. Made. I. Heft. Prag bei Mercy 1867.

Unbefriedigter haben wir schon selten ein Buch aus der Hand gelegt, als dieses, das uns, obwohl der Verfasser noch ganz unbekannt ist, durch seinen Titel und Vorrede eine interessante und belehrende Lektüre verspricht. Es sei nur gleich gesagt, der Herr Autor hat sicherlich Nichts zur Versöhnung der beiden in Böhmen wohnenden Nationalitäten, die einander in den Haaren liegen, beigetragen, wie er es Willens ist, er hat aber auch seine ausgesprochene Absicht, das Volk über den eigentlichen Entwicklungsgang der Geschichte Böhmens zu belehren, gar nicht erreicht, und er hat endlich der deutschen Sache, der er anzuhängen scheint, nur einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Durch Bücher, und seien sie noch so gut, wird eine Versöhnung, wie die Sachen jetzt stehen, nicht herbeigeführt werden können. Zum Belehren aber gehören vor allem Andern Kenntnisse mit einem guten Vortrage, und der deutsche Standpunkt erfordert neben der Gründlichkeit auch volle Entschiedenheit ohne alles Schwanken. Wie steht es mit den historischen Kenntnissen unsers Verfassers, wie mit dem Vortrage, wie mit seinem Deutschthum? Traurig, traurig, dreimal traurig! Über Herrn Palach hinaus ist Herr Made mit seinem Studium nicht weit gekommen, das merkt man sogleich auf den ersten Blättern seines Werkes. Palach aber, das weiß doch auch schon der Dilettant, ist in seinen älteren Bänden einigermaßen antiquirt, in den neuern aber so durchtränkt von ultracechischer Laune, daß die Wahrheit verloren geht. Daher kommt es, daß sich der Verfasser noch an einem Großstaate Böhmen unter Boleslaw II. begeistert, unter welchem es gar keinen gegeben hat, weil neuere Forschungen die betreffende Urkunde als unecht erkannt haben (Vorrede), daher ist Böhmen noch

ein Kessel (S. 2) anstatt Plateau, daher über Bojen und Markomanen ganz verschwommene Ansichten (S. 2 flg.) zum Vorschein kommen trotz der klaren Forschungen eines Zeuß, Wittmann u. a., daher Böhmen erst 928 tributär wird (S. 7) nach der bekannten Palach'schen Fabel, daher der Verfasser von Sobeslaw mehr als Eine Urkunde, welche die Deutschen betrifft, kennt u. s. w. Mit welcher Unsicherheit tappt nicht der Verf. in seinen Ausführungen herum, welche sich auf das Verhältniß Böhmens zu Deutschland beziehen. Und doch sind diese Dinge ganz klar, und wird die Vasallität Böhmens nur von nationalen Fanatikern bezweifelt. Des Autors historischer Dilettantismus tritt grell an den Tag, wenn man seine gelehrte sein sollenden Citate betrachtet. S. 8 wird Pulkawa angezogen für die Abstammung der Drahomira, S. 9 Cosmas (nicht in der Berk'schen Ausgabe) dafür, daß Boleslaw I. den Beinamen des Grausamen führt, auf derselben Seite wieder Cosmas für die Kömerreise der Mlada und so fort Cosmas und Pulkawa für ganz nebensächliche Dinge, die allgemein bekannt sind und die zu bezweifeln Niemanden einfallen wird.

Mit dem Style eines Schriftstellers zu rechnen, sieht man sich nur im äußersten Falle veranlaßt. Bei Herrn Made aber wird das Deutsche so geradbrecht, daß man sich entschieden dagegen erklären muß. Wir Deutschböhmen müssen darüber wachen, daß unsere Muttersprache durch die sich fortwährend einschleichenden Slavismen und österreichischen Provinzialismen nicht noch mehr verunstaltet wird, als es bereits der Fall ist. Herrn Made's Styl ist ächt Pragerisch, und wir möchten fast behaupten, daß der Herr zu jenen gegenwärtig so häufig vorkommenden „Böhmen“ gehört, die Deutsch und Tschechisch durcheinander plaudern, aber beide Sprachen nicht gründlich kennen. Auf der Gasse verträgt man solche Amphibien, allenfalls auch noch in der Tagespresse, aber nicht mehr in einem Werke, welches das Volk, den Historiker und den Politiker zugleich belehren will. Lieber Herr Made, ehe ich mit Ihnen über geringere Verstöbe debattire, womit Sie fortwährend den deutschen Sprachgenius beleidigen, möchte ich Ihnen dringend das Studium des Gebrauches des deutschen Artikels, den Sie so oft unberechtigter Weise weglassen, anrathen, nicht minder aber auch die bessere Erlernung der Anwendung „der Zeiten“, die Sie hartnäckig ganz falsch setzen, empfehlen. Aber vorher ver-

geffen Sie alle Reminiscenzen aus der tschechischen Grammatik.

Ueber des Verfassers deutschen Standpunkt, sowie über die Resultate, welche er für den Politiker von Fach zu Tage gefördert, sagen wir vorläufig Nichts. Wir wollen die andern fünf Hefte des Werkes abwarten, die sich, nach dem Prospekte zu urtheilen, vorzüglich mit der neueren Zeit beschäftigen werden. x.

Rechtswissenschaft.

Codex juris Bohemici opera Hermenegildi Jireček. Tomus primus et secundus. Pragae, typis et sumptibus typographi I. L. Kober 1867.

Auf dem Gebiete der böhmischen Rechtsgeschichte ist bisher noch wenig geleistet worden. Anbahmend waren Köpplers Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren, dann schließlich Jirečeks Rechtsgeschichte, dann die wenig brauchbare Geschichte der Privatrechtsgesetzgebung von Schmidt von Bergenhold und als letztes Werk der codex juris Bohemici, den wir hier anzeigen.

Grundlage alles geschichtlichen Studiums sind die geschichtlichen Quellen; solange diese vergraben liegen im Staube der Archive, nur wenigen zugänglich sind, kann von einem erfreulichen Aufschwung des historischen Studiums keine Rede sein.

Die Quellen der böhmischen Rechtsgeschichte liegen aber noch in diesem Halbdunkel begraben. Wohl hat die Hand des unserm Verzeine zu früh entriffenen früheren Präsidenten Dr. Pelzel Manches der Vergessenheit entrisen und die vier stattlichen Bände Manuscript, die unsere Vereinsbibliothek besitzt, sind ein theueres Denkmal des bewundernswerthen Fleißes wie der tiefen Sachkenntniß dieses ausgezeichneten Mannes. Aber diese Bände sind Manuscript und deshalb nur Wenigen zugänglich. Anlangend nun das uns vorliegende Werk enthält dasselbe Rechtsdenkmäler aus der Zeit der Přemysliden und bietet eine Fülle interessanten Stoffes. — Referent hatte schon öfter Gelegenheit, den innigen Zusammenhang zwischen Cultur und Rechtsleben in diesen Blättern hervorzuheben. In der That spiegelt sich im Rechte gewissermaßen die Cultur eines Zeitalters und darum das Studium der Rechtsgeschichte für den Historiker, der uns ja die ganze geschichtliche Entwicklung der Cultur eines Zeitalters, eines Volkes zur lebendigen Anschau-

ung bringen soll, bedeutungsvoll. Vertiefen wir uns in die Rechtsquellen, dann wird uns die Verschiedenheit von Einst und Jetzt klar und es gewährt einen unendlichen Reiz, sich in diese Zustände der Vergangenheit zu versetzen und im Rechte die Ansichten und Ueberzeugungen in konkreter plastischer Gestaltung zu finden. Vor Allem verdient hier Beachtung das Strafrecht, dieses von der Cultur am meisten abhängige Gebilde im Rechtsorganismus. Aus den zahlreichen vom Verfasser mitgetheilten Rechtsdocumenten heben wir vor Allem das des Iglauer Stadtrechts hervor. Die Stadtrechte namentlich sind in der Rechtsgeschichte bedeutungsvoll. Die Stadt im Mittelalter war gleichsam eine kleine Welt für sich und während sich heutzutage das staatliche Leben in großen Kreisen vollzieht, war es so zu sagen im Mittelalter zurückgedrängt und eingeschlossen in den befriedeten Raum der Städte. Die Stadtrechte begreifen das gesammte für die Stadt geltende Recht und je mehr die Städte emporblühten, je mannigfaltiger und reicher das Leben wurde, um so mehr entfaltete sich, wie das in der Natur der Dinge liegt, das Recht. Je kleiner der Boden ist, auf dem das Recht emporwächst, desto übersichtlicher ist das vom Rechte durchdrungene Leben, desto plastischer die Anschauung. Das Iglauer Stadtrecht besteht aus drei Theilen: dem Privilegium Wenzels und Přemysl's, das die Freiheiten der Bürger enthält; den sogenannten *statuta civilia*, und dem Bergrecht. Die Statuten enthalten eine Reihe der verschiedensten Bestimmungen und in bunter Ordnung, was sich eben aus dem Entstehen der einzelnen Bestimmungen zur Genüge erklärt. Man muß die einzelnen Bestimmungen zu einem organischen Ganzen verbinden, wenn man Licht und Ordnung in die Sache bringen will. Hat man sich aber einmal des Stoffes bemächtigt, dann gibt er die reichste Ausbeute. — Nehmen wir nur das Strafrecht. Wie anders aber war es damals auf diesem Gebiete als heut zu Tage. Man sucht das Recht der Gesellschaft zu strafen auf verschiedene Weise zu begründen und ein sittliches Princip für die Strafe zu gewinnen, man sucht heut zu Tage die Strafe durch die dabei versuchte Besserung zu veredeln, und es ist bekannt, wie unser Zeitalter einer gewissen humanisirenden Richtung huldigt. Ganz anders in jenen Zeiten; da ist die Strafe eine Art Nothwehr der Gesellschaft gegen die zerstörenden Elemente in ihrem Schooße und Abschreckung der vornehmliche Zweck der Strafe. —

Darum die grausame Härte der Strafen, die sich mit Ausgang des Mittelalters von Jahrhundert zu Jahrhundert steigert. Aber anderseits ist das Band, das die einzelnen Glieder der Gesellschaft in einander knüpft, nur lose geschlungen und es hat sich noch nicht die Ueberzeugung Raum geschafft, daß der gegen den Einzelnen gerichtete verbrecherische Angriff den Bestand aller Andern gefährde. Man sah im Verbrechen die Verletzung des Einzelnen, nicht des gemeinen Friedens und darum die Erscheinung, daß der staatliche Arm nicht durch das Verbrechen selbst, sondern den Hilferuf und die Anklage des Verletzten in Bewegung gesetzt wurde. Der Leser wird diese Ideen wiederfinden. Ein anderes interessantes Dokument ist der sub Nr. 54 mitgetheilte Brief Přemysl II. über die Privilegien der Bürger Egers; dann das im zweiten Bande des angezeigten Werkes enthaltene jus regale montanorum.

So können wir uns über das Werk nur lobend aussprechen und müssen die Fülle des Materials und die Sorgfalt der Redaktion anerkennen. Eines jedoch müssen wir am Schlusse hervorheben. Der Verfasser eröffnet den Reigen seiner Mittheilungen mit dem Abdruck von Libušas Gericht, zweifelsohne weil uns das Gedicht Zeugniß geben soll von dem altslavischen Rechte und insbesondere dem Erbrecht. Es wäre interessant, einmal dieses Gedicht in juristischer Weise zu behandeln. Vielleicht käme man dann zu Resultaten, die einen Beitrag zur Echtheit oder zum Beweise der Unechtheit führten und die Licht darüber verbreiten würden, was denn an dem dort vorkommenden Erbrechte Originelles sei. Daran möge sich eine kundige Feder baldigst versuchen.

Dr. J. U.

Pädagogik.

„Der Volks- und Industrieschulen-Reformator Bischof Ferdinand Kindermann.“

Von Josef Aigner, Justiz-Ministerial-Beamten. Wien, 1867. Verlag von Mayer & Comp., Singerstraße, deutsches Haus.

(Schluß.)

Als sichergestellt sind Ferdinand Kindermann's Herkunft, Geburtsort und Datum zu betrachten. Er erblickte am 27^{ten} September 1740 (nach Freih. von Helfert am 27^{ten} Febr. und einer Angabe des Hrn. Mareš zu-

folge am 27^{ten} Dez. 1740) das Licht der Welt zu Königswalde bei Schludenan. Der 27^{te} September ist jedenfalls das richtigste Datum. Kindermann's Eltern, arme Häuslerleute, die vom Taglohne und von ihrer Hände-Arbeit lebten, nöthigten schon den zarten Knaben zum Mitbroterwerbe durch Spinnen, während es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Büchern zog. Auf die Frage des zürnenden Vaters: „was aus ihm werden solle, wenn er das Lesen dem Spinnen vorziehe?“ gab der Knabe die prophetische Antwort: „Er wolle ein Bischof werden.“ Ein sich auf seine Mutter, während sie ihn unter dem Herzen trug, unschädlich niederlassender Bienenschwarm wurde schon damals als ein gutes und verheißungsvolles Omen gedeutet. Nicht aufgeklärt ist, wie Kindermann zu den Studien gelangte und wo er das Gymnasium absolvirte, ob im Prämonstratenserkloster Neuzell, wie der Verfasser mit großer Wahrscheinlichkeit annimmt, oder in Sagan, wie Andere meinen. Daß er in Sagan in späterer Zeit, nämlich nach dem Antritte der Seelsorge in Kaplitz (1771) und „bevor er noch einen Schritt in der letzteren gethan,“ gewesen, um des nach Häh'n's Lehrmethode wirkenden und die Schulen einrichtenden Abtes Felbiger Verfahren persönlich kennen zu lernen, bekennt Kindermann selbst in seiner ersten, von Kaplitz ausgegangenen Schrift über die dortige Landschule. In Prag vollendete Kindermann seine theologischen Studien und dürfte nach seiner Priesterweihe bis 1771, wo er das Pfarramt in Teplitz antrat, als Katechet bei den Ursulinerinnen in Prag gewirkt haben. „Der erste Tag, den er der Seelsorge widmete, war auch der erste, den er auf die Schule verwendete,“ und mit diesem Tage beginnt auch jene schulreformativische, die Volksschule auf neue, natur-, vernunft- und volksgemäße Grundlage stellende Wirksamkeit, die er als Dechant in Kaplitz, als von Maria Theresia 1774 bestellter und 1775 zum Oberaufseher des gesammten Schulwesens in Böhmen ernannter Organisator der böhmischen Schulen, zugleich als referirender Rath in der Schulkommission mit verdoppeltem Eifer fortsetzte und in seinen späteren höheren Stellungen als Kapitulardechant bei Allerheiligen ob dem Prager Schlosse und als infulirter Abt von Petur in Ungarn (damals schon als „Edler von Schulstein“ in den Adelsstand erhoben), als Probst am Wissehrad (1781), Ober-

direktor des neu organisirten Armeniinstitutes in Prag (1786), endlich als Scholastikus des prager Metropolitankapitels (1788) und endlich selbst als Bischof von Leitmeritz (1790) nicht nur nicht aufgab, sondern bis zum letzten Athemzuge als heiligen Lebensberuf festhielt und noch im Tode durch sein Vermächtniß als stets hochgehaltene Aufgabe besiegelte. Auch als Bischof blieb Rindermann noch Schulvisitator. Eine Würdigung seiner bischöflichen Wirksamkeit muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben und dürfte wohl von einer kundigen, mit dem Studium der diesfälligen Quellen bereits beschäftigten Hand zu erwarten sein. Ueberhaupt glauben wir hier die Hoffnung aussprechen zu sollen, daß bis zur Säcularfeier des Kaplitzer Pfarramtsantrittes Rindermanns und somit auch des Beginnes seiner schulreformatrischen Thätigkeit, d. i. bis zum J. 1771, oder doch bis zu einem späteren Gedächtnistage der Lebensgang eines um das Vaterland und die Menschheit, namentlich aber um seine deutschen Landsleute so hochverdienten Mannes eine umfassende Schilderung finden werde. Was uns der Verfasser der vorliegenden Schrift geboten, ist im Grunde genommen, doch nur ein biographischer Umriss, allerdings mit schätzbaren Beigaben, welche die schulmännische Thätigkeit Rindermanns auf dankeswerthe Weise illustriren, worauf, so wie auf die Ehrenrettung seines Geburtsortes Kaplitz, dem Verfasser es unzweifelhaft vor allem Andern ankam, sagt doch Freih. A. von Helfert in seinem obengenannten Werke mit Recht von diesem Städtchen: „Rindermann habe (1775), nach seiner Ernennung zum Oberaufseher des gesammten deutschen Schulwesens in Böhmen, für immer den Ort verlassen, dessen früher ungekannten Namen er mit dem seinigen durch die ganze pädagogische Welt der kais. Erblande und Deutschlands berühmt gemacht hat.“ Indem der gelehrte Verfasser der „österreichischen Volksschule“ die Wirkungskreise und Thätigkeit Felbiger's, des Schulreformators par excellence, und Rindermanns parallelisirt, bemerkt er schließlich: „Jedenfalls aber stehen Felbiger und Rindermann so hervorragend da, daß alle anderen Schulmänner jener Zeit, wie groß auch die Verdienste, wie reich auch die Erfolge einzelner aus ihnen gewesen sein mochten, doch nur im weitem Abstände hinter diesen beiden Koryphäen aneinander gereiht werden können.“

Ein Hochverdienst und ein Charakteristikon der schöpferischen Thätigkeit Rindermann's, welcher im Beginne seiner Schulreform die Knaben des gemeinen Mannes nebst dem Ackerbau im Spinnen, Stricken, Klöppeln cc., die Mädchen auch im Gartenbau und Anpflanzen von Küchengewächsen unterrichtete, bestand in der organischen Verbindung der Volksschule mit den von ihm in's Leben gerufenen Industrialklassen, worüber er selbst in seiner „kurzen Beschreibung des Probiten von Schulstein von der Entstehungs- und Verbreitungsart der Industrieklassen in den Volksschulen,“ („Archiv der Geschichte und Statistik,“ Dresden 1782, Walthersche Hofbuchhandlung) näheren Aufschluß gibt und in Betreff welchen Freih. von Helfert für Rindermann die Priorität der Idee und die Initiative in Anspruch nimmt, indem er darthut, daß bereits 10 Jahre früher, ehe Professor Sertroh in Göttingen mit dem gefeierten Pädagogen Campe in Hamburg um die Priorität der Idee davon stritt und die letztere in den gelehrten Journalen des protestantischen Deutschlands angeregt wurde, bereits Schulrath Rindermann in Böhmen den thatsächlichen Anstoß zu einer Einrichtung gegeben, die sich in ihm allmählig zu einem System entwickelte, u. s. w. Mit Rücksicht auf diesen Umstand sollte wohl auch der Titel der vorliegenden Schrift richtiger: „Der Volksschulenreformer und Industrieschulen-Gründer Bischof Rindermann, statt „Volks- und Industrieschulenreformer“ cc. lauten, weil der erstere das thatsächliche Verhältniß bezeichnender ausdrücken würde.

Außer der vorerwähnten „Kurzen Beschreibung von der Entstehungs- und Verbreitungsart der Industrieklassen in den Volksschulen“ cc. von Rindermann liefert Hr. Aigner in seinem Werke („Anhang“) auch einen vollständigen Abdruck der äußerst selten gewordenen „Nachricht von der Landschule zu Kaplitz, von dem dortigen Dechant Ferdinand Rindermann herausgegeben.“ Prag, bei Johann Ferd. Edlen von Schönfeld, 1774; welche einen vollständigen Einblick in die Genesis und die ganze geschichtliche Entwicklung der Rindermann'schen Volksschulreform gestattet und als ein Stück einer vielseitig interessanten Autobiographie angesehen werden kann; ferner einen genauen Abdruck der gleichfalls gänzlich im Buchhandel vergriffenen und selbst in größeren Bibliotheken nicht aufzufindenden, in ihrer Art klassischen und

von der tiefen Erudition Kindermanns zeugenden „Inauguralrede über den Einfluß der niederen Schulen auf das gemeine Leben, auf die mittleren und hohen Schulen,“ Prag, 1776, anlässlich der feierlichen Eröffnung und Einweihung der k. k. Normalschule in Prag; dann einen Auszug aus dem Werke des Freih. von Helfert über die „öfterr. Volksschule“, und einen Auszug aus: „dem Jahrbuche für Eltern, Lehrer und Erzieher,“ Jahrg. 23 (1858), von Ign. Saksch, fortgesetzt vom k. k. Schulrath Johann Marešch; Prag, bei Credner; endlich einen Auszug aus der fürstl. Würzburgschen Verordnung de dato 26^{ten} May 1789 (im Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen, vom Gubernialrath Jos. von Riegger, 1792). In einem Schlussworte gedenkt Hr. Nigner dankbar der Männer, welche nach Kindermann in seinem Geiste das von ihm begonnene Werk in Kaplitz fortgesetzt und worunter sich auch Lehrer des Verfassers befinden, und bemüht sich in einer Note an dem Beispiele des geistig hochbegabten und tiefreligiösen Freih. Philipp von Krauß (vormals k. k. Finanzministers oc.) die Fruchtbarkeit der öfterr. Schulen an ausgezeichneten Männern darzuthun. Gerne hätten wir im „Anhange“ auch den vom Verfasser in einer Note zu der Würzburgschen Verordnung vom J. 1789 (über die Einführung der Verbindung des Industrialunterrichtes mit dem literarischen Unterrichte) angeführten Aufsatz Kindermann's über die Frage: „Wie man in Böhmen die Industrie des deutschen Gebirgsbauers auf den pur böhmischen Landmann am besten verbreiten, oder in's flache Land übertragen könne?“ mitabgedruckt gesehen; aber wie es scheint, ist diese Arbeit Kindermann's dem Verfasser erst nachträglich zu Gesichte gekommen, so wie er auch, so viel uns bekannt geworden, manche ihm zu spät zur Verfügung gestellte Beiträge und Notizen über Kindermann nicht mehr in der Lage gewesen zu verwerthen. Daß er in Kindermann einen „wahren Aufklärer und keinen Aufklärerling“ der an letzteren so reichen Josefinitischen Periode erblickt, darin stimmen auch wir ihm bei, und daß Hr. Nigner, wie aus Allem hervorleuchtet, kein Schriftsteller von Profession ist, gereicht ihm eher zum Vor- als zum Nachtheile. — Der

beigefügten Ansicht von Kaplitz im Holzschnitt hätten wir eine vorzüglichere Ausführung gewünscht. A. B.—r.

P o e s i e.

Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman von Leopold von Sacher-Masoch. 3 Bände. Jena. Costenoble. 1867.

Von dem Autor mancher psychologisch fein durchgeführten und originellen Novelle, mit welcher er die deutsche Literatur bereichert, durfte man auch im historischen Romane nicht die Schablone und ein Werk der Duzendarbeit erwarten. Prägnante Kürze der Darstellung überhaupt, nicht allein — des Styles, eine energische Bewegung der Handlung und ein lebenswieriges ergreifendes Colorit sind die Vorzüge dieses Romanes, der uns in eine der interessantesten Katastrophen der magyarischen Geschichte führt. Wie die Historie überhaupt für gewisse Principe, ohne den Docenten machen zu wollen, beweisen und auftritt, so ist dieß auch von jener Kunstform vorzugsweise zu sagen, deren Inhalt die Geschichte ist. Wahrlich! — Sacher-Masoch hat es verstanden, ohne seinem Werke den didaktischen Charakter aufzuprägen, in diesem Romane unwillkürlich Nachweis zu liefern, wie das auf ein hohles Magnatenthum lediglich gebaute, im Adel an und für sich zersplitterte Reich keinen Halt mehr in sich fand, selbstständig weiter zu existiren, und die Anlehnung erfolgte und mußte erfolgen an einen deutschen Fürsten und seine Cultur. — Abgesehen aber davon ist es abermals sieghaft für das deutsche Element, daß der auf Intelligenz und Thatkraft einzig und allein gebaute, vorzüglichste heroische Charakter des Romanes die aus deutschem Geblüt stammende und durch deutsches Bildungselement genährte Königin Maria — die frühere Erzherzogin von Oesterreich ist. Nicht ohne Bedeutung sind ihre Bezüge zu den deutschen Religionsreformatoren und zu den deutschen Ländern geschildert; nicht ohne Bedeutung, aber ohne das Bewußtsein der Tendenz. Durchweg ist das ästhetische Element an diesem Buche vorwiegend und sind allenthalben mit sicherer Hand die schönen Linien der Kunstform festgehalten, was um so werthvoller ist, als die Romane einen ein äußerst bewegtes dramatisches Leben enthalten. Diese Thatsache mag des Autors productives Talent zu ähnlichen Werken auf gleichem Gebiete ermuntern. A. B. S.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins
für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

A 24. Februar 1868.

Die Moskauer Pilgerfahrt.

Jof. Wenzel Fric, diekehrseite der slavischen Wallfahrt nach Russland. Prag. Steinhauser
in Commission. 1867.

(Schluß.)

Der ostensible Zweck, den die Čechen mit ihrer unglückseligen Pilgerfahrt verbanden, war die Versöhnung zwischen Polen und Russen. Zu diesem Ende hatten Palacký und Rieger zuvor eine Reise nach Paris unternommen, um sich mit den Führern der polnischen Emigration zu besprechen. Das Herz mag den beiden Herren denn doch etwas gepocht haben, als sie die Schwelle jener polnischen Patrioten überschritten, an deren Sache die Parteigenossen dieser beiden Herren einen so schändlichen Verrath zu üben im Begriffe standen. Der kalte ablehnende Empfang, die wegwerfende Aufnahme, die ihre Anträge fanden, mögen von den beiden Herren nicht ohne tiefe Beschämung empfunden worden sein. Nichts destoweniger machte Rieger, dessen Wesen unter allen Parteigenossen noch am ehesten den Eindruck des Offenen und Geraden macht, in Moskau wenigstens den Versuch, sein Wort zu lösen und gegen die barbarische Ausrottung der polnischen Nationalität zu sprechen. Der Versuch fiel freilich äußerst kläglich aus. Rieger gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Er sollte für die Polen sprechen und wollte doch um keinen Preis die Courtoisie gegen seine Gastgeber, die Russen, verletzen. Vergebens schmeichelte er ihnen, indem er alles Unrecht den Polen in die Schuhe schob; die Russen hörten sich wohl die Lobsprüche Riegers mit freundlichem Grinsen an; sobald er aber an ihre Großmuth appellirte, wurde er durch lautes Murren und Pfeifen unterbrochen, und selbst die Čechen, sagt Fric, schämten sich der Rede Riegers, als sie sahen, welche bösen Eindruck sie gemacht hatte. Um den gewohnten Beifall der Russen wenigstens nicht ganz zu missen, mußte Rieger den wohlfeilen oratorischen Kunstgriff anwenden, daß er mitten in seiner Rede auf den großmüthigen, erhabenen und edlen Slaven, den Car, neuerdings — zum wie vielen Male? — ein Sláva ausbrachte.

Das Fiasco der bedauerungswürdigen, armen Moskauptilger war in der That ein totales. Und für all die Blamage hatten sie sich nicht einmal den Trost eingetauscht, daß bei einem etwaigen Zerfall Oesterreichs die russische Freundschaft die Čechen vor der Germanisirung schützen werde, nachdem Katkow, dieser mächtigste Mann nach dem Car, ihnen ziemlich unverblümt erklärte, daß es die höhere Politik den Russen kaum erlauben werde, sich um der Čechen willen die Deutschen, namentlich die Preußen zu Feinden zu machen. (S. 15.) Ja Fürst Gortschakow, der sich vom Slaventongress vornehm fern gehalten hatte, soll die österreichischen Moskauptilger sogar durch sein doppelstimmiges Wortspiel: les pauvres Tchèques travaillent pour le roi de Prusse*) schließlich außerordentlich beschämt und ernüchtert haben.

Vorläufig hatten freilich die Moskauptilger nicht sowohl für den König von Preußen, als vielmehr, wie das „Ausland“ bemerkt, für den Kaiser von Oesterreich gearbeitet; denn das moskowitzische Verbrüderungsfest öffnete rechtzeitig die Augen allen Denjenigen, welche bei der Wahl, russisch zu werden oder österreichisch zu bleiben, das letztere vorzogen. Es mußte namentlich die Polen und die Ungarn belehren, daß die sicherste Rettung vor den russischen Drohungen darin bestehe, Oesterreich von neuem in ihrem Herzen aufzubauen.

*) Entweder: die armen Čechen arbeiten für den König von Preußen, oder: die armen Čechen arbeiten vergeblich. (Ausland 1868, S. 51.)

Sehr treffend bemerkte im vorigen Sommer ein französischer Schriftsteller, daß wenn Oesterreich in Galizien einen Polencongreß veranstaltet hätte, die Russen jeden Theilnehmer aus dem „Königreich“ bei seiner Rückkehr an den Galgen befördert haben würden. *) Das Wiener Cabinet ließ die verunglückten MoskauPilger ruhig heimkehren; wozu Märtyrer machen, wenn vorauszusehen war, daß die exaltirte Partei sich durch ihre verkehrten Schritte am ehesten selbst um allen Credit in Oesterreich bringen werde? Wenige Monate nach dem Moskauer Freudenrausche und die böhmischen Russomanen sahen sich in Oesterreich vollkommen isolirt und verlassen. Selbst ihre treuesten Gönner: die Feudalen und Clericalen, schämten sich bald der Bundesgenossen, welche derselben Regierung, die in Polen den Katholicismus blutig verfolgte, ihre Sympathien zugewendet hatten. Der lächerliche Schwindel, der nach der Rückkehr der MoskauPilger mit der Verbreitung von russischen Grammatiken in Böhmen getrieben wurde, mußte die ernstern Männer der eigenen Nation stutzig machen und die Exaltirten in der Partei mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen. **)

Zwei Ereignisse in jüngster Zeit nur waren es, welche die Stellung der böhmischen Ultras in Oesterreich beinahe unhaltbar gemacht haben; die Moskauer Pilgerfahrt und die Excesse des Prager Straßengefändels bei Anwesenheit des Justizministers Herbst, denen die böhmischen Journale in ihrer unverständigen Weise selbst noch eine politische Bedeutung zu unterschreiben suchten. Ueber beide Ereignisse hat die öffentliche Meinung in Oesterreich gleich unbarmherzig den Stab gebrochen. Noch einige Zeit so fortgewirthschaftet und es wird sich kaum mehr der Mühe lohnen, von einer Partei der böhmischen Ultras auch nur zu schreiben; sie hat gegenwärtig schon jedwede Bedeutung, jedweden Einfluß auf den Gang der Dinge in Oesterreich — durch ihre eigene Schuld — verloren.

Die böhmische Presse hat vergebens versucht das vorliegende Schriftchen todzuschweigen; es hat seinen Weg doch unter das Volk gefunden und allenthalben eine heilsame Reaction gegen die russische Fieberepidemie des vorigen Jahres hervorgerufen. Schade, daß der Styl des Schriftchens ziemlich ungenießbar ist und viele Anspielungen und Hinweise für das Volk ganz unverständlich sind. Ein populärer Schriftsteller scheint Herr Fric nicht zu sein. Die deutsche Uebersetzung ist ebenfalls mangelhaft und scheint etwas flüchtig gearbeitet.

*) Ausland 1868. S. 5.

**) In einem Galanteriewaarenladen in Prag rechnete der Chef der Handlung nicht mehr mit Kreuzern, sondern nur noch mit Kopfen.

G e s c h i c h t e .

Der Tollenstein, dessen Beschreibung, dessen Geschichte und dessen Sagen. Bearbeitet von Franz Büchholdt. Kumburg 1867.

Das Büchlein erfüllt vollkommen seinen Zweck und unterrichtet uns in angenehmer Form über das Interessanteste, was sich auf den merkwürdigen Tollenstein (gegenwärtig eine Burgruine bei Georgenthal am Lausitzer Gebirgskamm), seine geographische Lage und Umgebung, seine Geschichte und seine Sagenwelt bezieht. Der geschichtliche Theil der hübschen Arbeit gruppirt sich um die fortlaufende Bestzerreihe, von den Werschowecen, den ersten auf Tollenstein hausenden Rittern, angefangen, bis auf Johann Fürsten von und zu Liechtenstein, den gegenwärtigen Eigenthümer der Burg. Inwiefern diese historische Abtheilung kritisch gesichtet ist, unterlassen wir zu untersuchen, da auch der

Herr Verfasser mit Weglassung aller Nachweise jede Gelehrsamkeit vermieden hat. Die Sagen des Tollensteins finden sich zum Theil auch an andern Orten, namentlich „die weiße Frau,“ „die Christnacht,“ „der Bieresel,“ „der Wassermann.“ Immerhin danken wir dem Verfasser für die Mittheilung derselben; dem Sagenforscher sind sie der vorkommenden Abweichungen wegen sicherlich willkommen. Wer den Tollenstein besuchen will, dem rathen wir das Büchlein dringend an, es wird ihm ein vortrefflicher Cicero sein. Allgemeine Beachtung und Würdigung verdient des Verfassers Wunsch, man möge mit den aufgefundenen Alterthümern der Burg nicht so rücksichtslos verfahren, wie es bereits geschehen ist, sondern dieselben in besonderer Sammlung der Mit- und Nachwelt zum Nutz und Frommen aufbewahren.

Rechtswissenschaft.

Besprechung des Entwurfes eines Strafgesetzes über Verbrechen und Vergehen für die nicht ungarischen Länder Oesterreichs vom Jahre 1867. Von Dr. Aug. Geher, k. k. o. ö. Prof der Rechte in Innsbruck. Wien 1867. Manz'sche Buchhandlung.

Der auf dem Gebiete des Strafrechts durch verschiedene Arbeiten rühmlichst bekannte Verfasser, unser Landsmann, gibt in dem vorliegenden Werke eine Kritik des Entwurfs zu einem neuen Strafgesetz. Die neuere österreichische Rechtswissenschaft zeigt das Bestreben, die Fortschritte, welche die deutsche Wissenschaft seit fünfzig Jahren gemacht, sich zu eigen zu machen. Man sucht das Civilrecht, das lange Zeit durch die haarspaltende Thätigkeit unserer Commentatoren losgerissen war von seinen Wurzeln, an diese wieder anzuknüpfen und hat in dem Studium des gemeinen Rechts das belebende, befruchtende Element für die Durchgeistigung dieses Rechtsstoffes erkannt. Kommt nun auf dem Gebiete des Civilrechts das historische Element zu seiner gebührenden Berechtigung, ist auf dem Gebiete des Strafrechts das rechtsphilosophische Element in den Vordergrund zu stellen. Wie unser moderne Staat seinem Begriffe und seinen Aufgaben nach Produkt einer philosophischen Gedankenentwicklung ist, wurde dieselbe auch maßgebend für die Auffassung der Strafe. In ihrer rohesten Gestalt ist die Strafe eine Art Nothwehr der menschlichen Gesellschaft gegen die ihren Bestand, ihre Bande gefährdenden und zerreißenen Elemente in ihrem Schooße. Damit aber kann sich die reflektirende, geläuterte Ethik nicht begnügen; sie sucht in der Reihe der den Willen des Menschen bestimmenden sittlichen Ideen den höhern Grund wie die sittliche Rechtfertigung der Strafe. Diese höhere Auffassung der Strafe bedingt nur eine fortschreitende Läuterung der Strafmittel, wie die Idee der Vergeltung genaues Anpassen des Strafmaßes an die Größe des Verschuldens erheischt, deren Bestimmung wiederum ein tiefes Eingehen in den menschlichen Willen in seinen Formen, seine Motive, kurz eine Darlegung des ganzen innern Betriebes der Willens-thätigkeit erfordert.

Die Fortschritte der Wissenschaft auf diesem Gebiete zu berücksichtigen, muß das Ziel der Gesetzgebung sein. Alles Recht ist Produkt des

Lebens. Der Rechtsatz ist der aus dem Leben entsprungene, aus ihm abstrahirte Satz, der wiederum dessen Fülle in sich birgt. Wie der Mensch rastlos fortschreitet in der Erkenntniß der Natur und wie die diese Erkenntniß ausdrückenden abstrakten Gesetze fortwährende Modification erfahren bei fortschreitender Vertiefung der Erkenntniß des Naturlebens: können auch das Recht und die das Bewußtsein davon ausdrückenden Sätze nicht stille stehen, sie sind in ewigem Flusse begriffen, je nachdem das Leben anders wird oder uns in Folge vertiefter philosophischer Auffassung anders erscheint. Darum ist die Kritik jeder Gesetzgebung gegenüber am Platze und umsomehr dem Entwurfe einer neuen Codification gegenüber. Je weniger bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen je ein Gesetz der adäquate Ausdruck des Lebens sein wird, um so mehr muß sich die Kritik aufgefodert sehen, diese Differenz auf das geringste Maß zurückzuführen und im Entwurf eines Gesetzes kann auch manches gebessert werden, das als sanktionirte als Norm mangelhaft schmerzlich empfunden würde.

Diese Darlegung dürfte dem Leser den Gebrauch wie den Werth der angezeigten Schrift andeuten. Der Verfasser ist seiner philosophischen Confession nach Herbartianer.

In seinen frühern Schriften behandelt unser verehrte Verfasser meistens Fragen aus dem allgemeinen Gebiete der Rechtswissenschaft, in denen er seine philosophische Bildung fruchtbar zu machen bemüht war. Fast schien es, daß sich sein Blick von der Behandlung der Fülle des praktischen Lebens zurückziehe in die einsame Höhe der Philosophie. Um so erfreuter sind wir, den Verfasser vom Allgemeinen zum Besondern fortschreiten zu sehen und ihn an einer Stelle zu finden, wo juristische und philosophische Bildung in der Beurtheilung des Konkreten ihre Anwendung und Bewährung finden.

Wie der Verfasser seine Kritik übt, das wolle der Leser aus der Lektüre der Schrift selbst entnehmen; ob man ihm in allen Punkten wird Recht geben können, wage ich nicht zu beurtheilen. Aber darauf kommt es auch nicht allein an; was uns hier angeht, ist der Geist, das Ganze, die Methode. — Abgesehen von seiner praktischen Wichtigkeit wegen seines Gegenstandes gewährt das Buch, wenn man sich in dasselbe vertieft, eben weil es zum Denken anregt, dem Denkgewohnten Genuß. Jeder, der

im Leben steht, dessen Geschäfte uns oft zu erdrücken drohen, wird mit Vergnügen von der Lektüre zurückkehren, die uns ins Reich der Gedanken führt, aus dem uns die tägliche Beschäftigung mit ihrem gleichförmigen Mechanismus so oft heraufreißt.

Dr. S. U.

Medicin.

Beiträge zur Balneologie. Aus den Kurorten Böhmens. Herausgegeben unter der Redaktion des Dr. Löschner. II. Bd. Teplitz und die benachbarten Kurorte. Mit einer geognost. Karte, einem Plan und einem Portrait (des Prof. Reuß). Prag und Karlsbad. S. Dominicus 1867.

Als Fortsetzung der der Carlsbader Naturforscherversammlung gewidmeten und im 1. Bande dieses Werkes ausgegebenen literarischen Arbeit ließ der um Böhmens Heilquellen hochverdiente Herr Verfasser dieses Buch erscheinen. Es enthält eine Reihe naturhistorischer Abhandlungen, deren erste Prof. Reuß in Wien, ein gebürtiger Böhmer, geschrieben. Der gewiegte Mineraloge schildert darin sehr ausführlich, theils auf eigene, theils auf die Anschauungen der geolog. Durchforschungscommission gestützt, die geognostischen Verhältnisse der Gegend zwischen Komotau, Saaz, Raasditz und Tetschen. Ihm schließt sich sein Sohn mit einer botanischen Skizze derselben Gegend, die er mit seinem Vater herbarisirend vielfältig durchpilgerte, an.

Bei dieser Arbeit verdankte er den Sammlern Dr. Cesakowky in Prag, Dr. Eichler in Teplitz, Dr. Knaf und Prof. Thiel in Komotau, sowie den Herren Winkler und Josef Bayer mannigfache Unterstützung.

Aus der Arbeit des Vaters heben wir den interessanten Abschnitt über die Mineralquellen dieses Bezirkes hervor. Auch in Teplitz läßt sich, wie allenthalben, die Quellbildung als im innigsten Zusammenhange mit den geolog. Verhältnissen stehend erkennen. Die Quellen dringen aus Spalten hervor, die in ihrer Richtung mit den Thalspalten übereinkommen: die Katastrophe, welche den Teplitzer Porphyir in der Richtung der jetzigen Thäler zerrissen hat, mag daher auch das Empordringen der Quellen in eben diesen Spalten bewerkstelligt haben. Daß diese Katastrophe in die mittlere Tertiärzeit, als die Bildungsperiode der Basalte, gesetzt werden müsse, ist klar. Die Ausbruchspalten dieser

Quellen hängen nun in der Tiefe wahrscheinlich zusammen, und können, wenn sie durch irgend einen unbedachten Eingriff von ihrem ursprünglichen Ausbruchspunkte abgelenkt werden, an jedem anderen Punkte hervortreten.

Diese nahe liegende Möglichkeit mahnt zur höchsten Vorsicht bei Tiefbauten, die in der Nähe der Ausbruchspalten vorgenommen werden. Hat sich ja ohnehin schon im Laufe der Zeit eine beträchtliche Abnahme ihrer Wassermengen nachweisen lassen!

Die Mineralstoffe der Teplitzer Quellen stimmen qualitativ und quantitativ sehr gut mit jenen überein, welche aus der Zersetzung der felspathigen Bestandtheile des Felsitporphyrs hervorgehen, wie denn auch Strube aus dem Porphyre vom Fuße des Teplitzer Schloßberges durch Auslaugung mittelst kohlen-sauren Wassers unter hohem Drucke ein in chemischer Beziehung sehr analoges Produkt dargestellt hat. Dies bestätigt die bisherige Annahme, daß der Heerd der Teplitzer Quellen im Felsitporphyre und zwar in bedeutender Tiefe — der hohen Temperatur wegen — sich befindet. Da ferner sämtliche Badequellen analoge Zusammensetzung haben und bei hoher Spannung der Bassins Einzelner der Zufluß bei den Uebrigen steigt, während das Gegentheil bei rascher Entleerung stattfindet, so mögen wohl sämtliche Quellen nur gefonderte Ausflüsse eines gemeinschaftlichen Heerdes darstellen.

Die Böhmer Quellen sind ebenso wie die Teplitzer Auslaugungswässer des sie umgebenden Gesteins, u. z. hier des Phonoliths und entspringen der niedrigen Natur wegen (9,5° R) gewiß in keiner großen Tiefe. Das Saidschützer Wasser scheint seinen Bildungsheerd unmittelbar in den Braunkohlegebilden zu haben und erklärt sich sein Salzgehalt aus der Einwirkung des sich zersetzenden Eisenkieses auf die Alkalien der Braunkohlenthone. Das eisenreiche Stebnitzer Mineralwasser ist ein Auslaugungsprodukt der in Zersetzung begriffenen schwefelkiesreichen Schieferthone (Alaunschiefer), wie sie die Braunkohlenformation des Saazer Beckens vielfach aufzuweisen hat. Die Armuth der Bodenbacher Josefsquelle an festen Bestandtheilen erklärt sich aus ihrem Ursprunge im eisenschüssigen unteren Quader der Kreideformation.

Der Bildungsheerd der böhmischen Bitterwässer sind die tertiären Mergel, welche den Braunkohlegebilden aufgelagert, die muldenförmige Thalvertiefung zwischen Sedlitz und

Saidschütz, sowie die Umgegend von Püllna erfüllen.

Dieser Mergel, sowie die zahlreichen in ihm eingeschlossenen Konkretionen gehen aus der Zersetzung des Basaltes hervor. Diese Zersetzung liefert vor Allem reichlich schwefelsaure Salze, die den Mergel allseitig durchdringen und auch auf ihm in 2 — 3 Linien dicken Rinden sich vielfach anhäufen. Bei trockenem Wetter bedeckt sich deshalb die Oberfläche der genannten Bezirke mit einem reichen Salzanfluge, der vorwiegend aus schwefelsaurem Natron und schwefelsaurer Magnesia besteht. Die in dem Boden ausgeschiedenen Salze werden von dem einsinkenden Schnee- und Regenwasser in reichem Maasse aufgelöst. Wo nun irgend im Bereiche des Mergels ein tiefer Brunnen gegraben wird, sammeln sich die salzhaltigen Lösungen an und stellen die sogenannten Bitterwässer dar, die also nicht als Quellprodukte, sondern als wahre Seihewasser aufzufassen sind.

Die Arbeit des Sohnes liefert dem Herbaristen anziehende Detailschilderungen; sie erzählt, wie dem Kamme des Erzgebirges die Hochgebirgsflora, doch nur in dürftigem Maße, zukommt, sie spezifizirt die Vegetation der Bergregion, der die Abfälle des Erzgebirges, die höhern Theile des Mittelgebirges und das Sandsteingebirge angehören, sie hebt die ganz eigenthümliche Flora der nackten Phonolith- und Basaltfelsen hervor, zählt die Bewohner der Kreideformation auf, erwähnt des oasenartigen Vorkommens gewisser sonst sehr verbreiteter Pflanzen, z. B. *Lepid. Draber*, *Diarth*, *Cartbus* und *Deltoides*; sie führt und durch die Hoch- und Wiesenmoore, worunter die die Stelle des Kommerner Sees einnehmenden bei *Brüx* auch in archäologischer Beziehung (*Pfahlbauten*?) vielleicht Interesse beanspruchen, an Teichen und Tümpeln sowie an fließendem Wasser herum, beleuchtet die Sandflora um *Raudnitz*, sowie die Salzflora in der Nähe der Mineralquellen. Beziehunglich der letzteren betont *Reuß jun.*, daß nirgends das *Chlornatrium*, dem man bisher allein das Vermögen, eine Salzflora hervorzubringen, zuschrieb, die Basis dieser Salzflora abgibt, sondern daß theils kohlen-saures Natron, theils schwefelsaures, theils letzteres mit schwefelsaurer Magnesia diesen Effekt hervorbringen.

Ueber *Böschners* Anregung wurde von *Dr. Wrany* eine abermalige Analyse der *Teplitzer* Gesundbrunnen vorgenommen. Sie lieferte den

Beweis, daß die Quellen seit den letzten 40 Jahren in chemischer Beziehung ebensowenig als in thermischer eine Aenderung erfahren haben. Auch die *Josessquelle* zu *Bodenbach* ließ *Böschner* durch Denjenigen untersuchen.

Die medicinische Geschichte des *Teplitzer* Bades erzählt *Dr. Th. Richter*, Badearzt in *Teplitz*. Bekanntlich kämpfen seit zwei Decennien die Hygiene und die Industrie um den Besitz dieses Ortes. Da ist es denn eigenthümlich zu erfahren, daß die Aerzte, die Gemeinde und die Statthalterei, wacker kämpfend für die Erhaltung des Curortes, den Entscheidungen des Ministeriums stets unterlagen!

Die Frequenzaufzeichnungen des Curortes beginnen mit dem Jahre 1709 und hatten damals die Zahl von 653 Personen. Bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts pflegten jährlich blos 200 — 300 Parteien das Bad zu besuchen; erst im J. 1793 stieg die Zahl derselben auf 900 und wuchs bis zu annähernd 6000 in den 60er Jahren d. Jahrhunderts.

Der speziell medicinische Theil des Buches wird ausgefüllt durch Abhandlungen, von *Ministerialrath Böschner*, „über die Wirkungen der Bäder im Allgemeinen;“ von *Dr. Eberle*, über die Thermen von *Teplitz*, *Schnöau* und die gleichzeitige Anwendung der Elektrizität in den exsudativen Krankheitsformen; von *Richter*, über Lähmungen und ihre Heilung in *Teplitz*; von Demselben, über den Einfluß der atmosphärischen Temperatur auf die Wirkungsweise der *Teplitz-Schnöauer* Quellen, namentlich des *Steinbades*; von *Böschner*, über *Sichwald* und *Ossegg* als Sommercurorte; von Demselben, über *Bodenbach* als Curort — über die Fortschritte in den wichtigsten Curorten Böhmens vom J. 1862 bis 1865, über den Gebrauch der *Walzquelle* zu *Marienbad* — endlich durch *Professor Verch's* Chemische Analyse der *Kronprinz Rudolphsquelle* zu *Marienbad* nebst Bemerkungen von *Böschner*. B. D.

Bibliographie.

A.

Andres Th., Die Lehre der Hinterladungsgewehre. Ein Beitrag zur allgemeinen Waffenlehre für Officiere und Officiersaspiranten aller Waffengattungen. Vom militärischen Standpunkte systematisch geordnet und durch die wichtigsten Modelle erläutert. Mit 4 Figurentafeln. 8. *Budweis*. *Maurel*.

- Nil H.**, Alphabetische Sammlung aller politischen und einschlägigen Gesetze des Kaiserthums Oesterreich, 15. Lieferung. Lex. 8. Prag. Wellmann.
- Baldamus Ed.**, Handbibliothek, literarische. 7 Bändch. Die lit. Erscheinungen der letzten 11 Jahre auf dem Gebiete der Land- und Hauswirthschaft, so wie des Gartenbaues. Alphab. u. system. geordnet. 8. Prag. Reichenecker.
- Barrände J.**, Système silurien du centre de la Bohême I. partie. Recherches paléontologiques vol. 3. Classe des Mollusques. Imp. 4. Prag. Selbstverlag.
- Faber J.**, Die Deficits im Staats- und Privathaushalte, deren Entstehung, Folgen und Abhilfe oder Gold und Silber ein falscher Werthmesser. 8. Prag. Dominikus.
- Fritsch Ant.**, Ueber die Calkmassen der böhmischen Kreideformation. 4. Prag. Tempsky in Comm.
- Friedrich's** Taschen- und Notizbuch über einfache Theorie und Praxis der Baumwollspinnerei und deren Betrieb. Für Spinn- und Krempelmeister, Aufseher und alle Diejenigen, welche sich bei dieser Fabrikation für das Meisterfach ausbilden wollen.
- Glückselig Dr. L.**, Denkwürdigkeiten des Grafenhauses Thun-Hohenstein. Nach archivalischen Quellenstudien zusammengestellt. Folio mit 2 genealog. Tafeln. Prag. Calve.
- Gohler Th.**, Ueber landwirthschaftl. Unterrichtswesen. Reisebericht mit einem Vorworte von Wirthschaftsath N. E. Komers.
- Hamernik, Dr.**, Contagium, Epidemie, Vaccination. 8. Prag. Dominikus.
- Hafner, Prof. Dr. J.**, Die neueste Phase der Staaroperation. 8. Prag. Tempsky.
- Industrie- und Gewerbezeitung**, landwirthschaftliche. Redig. v. J. Friedel. 1. Jahrgang. 1. Heft (August 1867). gr. 4. Prag. Merck.
- Jahrbuch** für österr. Landwirthe 1868. Begründet und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben v. E. Komers. VIII. Jahrg. 8. Prag. Calve.
- Jahresbericht** der Handels- und Gewerbe-kammer in Budweis an das k. k. Minist. f. Handel und Volkswirthschaft, über die Industrie, den Handel und Verkehrsverhältnisse des Kammerbezirks in d. Jahr. 1861—65. gr. 8. Budweis. Selbstverlag.
- Jahresbericht** zweiter, über die Wirksamkeit der beiden Comités für die naturwiss. Durchforschung von Böhmen i. J. 1865 und 66. gr. 8. Prag. Kziwonac in Comm.
- Kafka J.**, Bindungs- und Schnürringbuch für die platte Weberei. Zusammenstellung von 230 der gebräuchlichsten und neuentworfenen Bindungen nebst Schnürringen und Schaftmustern. Ein Handbuch für Fabrikanten, Meister und Gesellen. 8. Prag. Reichenecker.
- Kafka J.**, Unterrichtsblätter für Weberei. Für Webeschulen und zum Selbstunterricht. 5. Heft. gr. 4. Prag. Reichenecker.
- Komers N. E.**, Abriss der Nationalökonomie zur Verbreitung der richtigsten nationalökonom. Kenntnisse im Kreise der Landwirthe und Industriellen. 8. Prag. Calve.
- Landaus** hinterlassene vermischte Schriften. Nebst einer Biographie und dem Bildniß des Verfassers von Senders u. Brandeis. 8. Prag.
- Lebensversicherung** die, als ein zweckmäßiges Mittel, um der Jugend eine Subsistenz zu gründen, Schulen zu organisiren und Gewerbe zu fördern, den Gemeinden zur Einführung empfohlen mit mehreren, dertartig entworfenen Plänen. 8. Prag. Gottlieb Haase Söhne.
- Lieblein Joh.**, Sammlung von Aufgaben aus der algebraischen Analysis. 8. Prag. Satow.
- Mascha J.**, Sammlung gerichtsarztlicher Gutachten aus den Verhandlungen der Prager medicinischen Fakultät und nach eigenen Erfahrungen. 3. Folge. Die in den Jahren 1853—58 erschienenen gerichtsarztlichen Gutachten der Prager medic. Fakultät. Gr. 8. Prag. Reichenecker.
- Mittheilungen** des Architekten- u. Ingenieurvereins in Böhmen. II Jahrg. gr. 4. Prag. Kziwonac.
- Monatschrift** homiletische für Rabiner, Prediger und Religionslehrer. Red. und herausgegeben von Dr. Sonnenschein. 1. Jahrg. Lex. 8. Dominikus.
- Palachy Franz**, Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 5. B. Das Zeitalter der Jagellonen 2. Abth. Wladislaw II. und R. Ludwig I. von 1500—1526. gr. 8. Prag. Tempsky.
- Rittershain G. R. v.**, Zweiter Jahresbericht der k. b. Landesfindelanstalt in Prag. 1866. Separatabdruck aus der Vierteljahrschrift für praktische Heilkunde. Lex. 8. Prag. Reichenecker.
- Schenkl.** Orestis tragoedia. Carmen epicum saeculo post Christum natum sexto compositum. 8. Tempsky.
- Sitzungsberichte** der k. b. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Jahrg. 1867. Januar und Juni. 8. Prag. Tempsky.
- Simon G.**, Mittheilungen aus der Chirurg. Klinik des Kofloker Krankenhauses während der Jahre 1861—65. 2. B. Lex. 8. Prag. Reichenecker.
- Schuppik Fried.**, Statistische Beschreibung der Bzirower k. k. Staatsforste. 8. Prag. Verlag des böhm. Forstvereins.
- Bereinschrift** für Forst-, Jagd- und Naturkunde, herausgegeben v. böhm. Forstvereine, red. v. L. Schmidt. 1867. 3. Heft.
- Vierteljahrschrift** für prakt. Heilkunde. Herausg. v. d. med. Fakultät in Prag. Red. Dr. J. Halla, Dr. J. Kraft. XXV. Jahrg. 1868. 1. B.
- Winkler Dr. E.**, Die Lehre von der Elasticität und Festigkeit mit besonderer Rücksicht auf ihrer Anwendung in der Technik. Für

polyt. Schulen, Bauakademien, Ingenieure, Maschinenbauer, Architekten zc. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und lith. Tafeln.

1. Theil. 2. Kief. gr. 8. Prag. Dominicus.

— — Vorträge über Eisenbahnbau. Gehalten am k. böhm. polyt. Landesinstitute in Prag. 1. Heft mit 6 Holzschnitten und 17 Tafeln. 4. Prag. Dominicus.

B.

Ambros A. W., Musikalische Briefe aus Prag, (in der Oesterr. Revue, 5. Jahrg.) Lex. 8. Wien. Gerold.

— — Geschichte der Musik. 3. B. 1. Hälfte. gr. 8. Breslau. Leuckert.

Flekes L., Balneotherapie. Mittheilungen über die Wirksamkeit der Carlsbader Thermen gegen chronische Leiden der Harnorgane. Gr. 8. Leipzig. Fleischer.

Führich J., Von der Kunst. 2. Heft. 8. Wien. Sartori.

Geyer A., Besprechung des Entwurfs eines Strafgesetzes über Verbrechen und Vergehen für die nichtungarischen Länder Oesterreichs vom J. 1868. gr. 8. Wien. Manz.

Hartmann M., Tagebuch aus der Languedoc und Provence. 8. Stuttgart. Ebner.

— — Märchen nach Perrault, neu erzählt. Illustriert von G. Doré. Folio. Stuttgart. Hallberger.

Herbert L., Bis zum Rubicon, Roman aus Julius Cäsars Jugendleben, 3 Bde. (Album. Bibl. deutscher Orig. Romane. B. 18—20). 8. Leipzig Günther.

Herbert L., Zwischen Krieg und Frieden oder nach Custozza und Königgrätz. Hist. romant. Zeitgemälde aus Oesterr. neuester Aera 1.—7. Lieferung. Lex. 8. Wien. Hartleben.

Kaffa Dr. J., Homöopathische Therapie auf Grundlage der phytologischen Schule. Ein praktisches Handbuch für Aerzte, welche die homöopathische Heilmethode kennen lernen und am Krankenbette versuchen wollen.

Kisch E. H., Balneotherapie der chronischen Krankheiten. 2. Abth. Balneotherapie der Sexualorgane, constitut. Krankheiten, der Krankheit der Bewegungsorgane, der Haut zc. gr. 8. Wien. Braunmüller.

Klapp Michael, Bilder vom Marsfelde. Blätter der Erinnerung allen Besuchern der Pariser Industrieausstellung i. Jahre 1867. 8. Troppau. Kollf.

— — Aus dem befreiten Venedig. Tagebuch aus der Zeit der Königsfeste. gr. 16. Berlin. Behrend.

— — Wiener Bilder und Bistfen. 8. Troppau. Kollf.

Meißner A., Babel. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte. 4 Bde. 8. Berlin. Zanke.

Morstadt K., Ueber die direkte Bestimmung der Achsen von Kreisbildern. Lex. 8. Wien. Gerold.

Randa A., Erwerb der Erbschaft nach österr. Rechte, auf Grundlage des gemeinen Rechts mit Rücksicht des preussischen, französischen, sächsischen und züricher Gesetzbuches. Ein Beitrag zur Beurtheilung des österr. Entwurfs eines Gesetzes über Erbschaftserwerb v. J. 1866. gr. 8. Wien. Manz.

Ranf Josef, Johannes Volkh. Hausmittel der Liebe. Ein guter Mensch. Drei Erzählungen. (Album Biblioth. deutscher Origin. Romane B. 17) 8. Leipzig. Günther.

— — Steinnelfen. Bilder aus Stadt- u. Volksleben 8. Leipzig. Weber.

Reuß, Die fossile Fauna der Steinsalzablagerung v. Wieliczka in Galizien. Monographisch dargestellt. Mit 8 lith. Tafeln. gr. 8. Wien, Gerold.

C.

Arnth A. v., Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold. 3. B. 1778—1780. gr. 8. Wien. Gerolds Sohn.

Archiv für österr. Geschichte. Herausg. v. d. zur Pflege vaterl. Geschichte aufgestellten Commission d. k. Akad. d. Wissensch. XXXVII. B. 2. Hälfte. gr. 8. Wien. Gerold.

Dudik D. B., Die Statuten der Prager Metropolitent v. J. 1350. gr. 8. Wien. Gerold.

Fontes rerum austriacarum, Oesterreich. Geschichtsquellen. 2. Abtheilung. Diplomatica et acta. 27. B. Wien. Gerold.

Geschichte, österr., für das Volk XIV. Jäger, Kaiser Joseph II. und Leopold II. Reform und Gegenreform. 1780—1792). 8. Wien. Prandel.

Giesebrecht Geschichte der deutschen Kaiserzeit 3. B. 3. Abtheilung. Heinrich V. Quellen u. Beweise. gr. 8. Braunschweig. Schwetschke.

Grünhagen C., König Wenzel und der Pfaffenkrieg zu Breslau. Lex. 8. Wien. Gerold.

Leo, Vorlesungen über Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. V. Band. Die Territorien des deutschen Reiches im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert. 2. Bd. gr. 8. Halle. Anton.

Lorenz F., Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris. 1815—56. Herausgegeben von Theod. Bernhardt. gr. 8. Berlin. Guttenberg.

Menzel W., Unsere Grenzen. gr. 8. Stuttgart. Kröner.

Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges. 1. B. Der Ursprung und die ersten Zeiten des Krieges bis zur Schlacht bei Leuthen. gr. 8. Berlin. Besser.

Sickel Th., Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata. Die Urkunden der Karolinger. 1. B. 8. Gerold.

Siège de Prague (1742). Journal critique d'un lieutenant ingénieur dans l'armée autrichienne devant Prague publié d'ap-

res une manuscrit de la collection Forcarni à la bibliothèque impér. de Vienne, avec notes et une carte par Henri Cornet. 8. Wien. Tendler.

Dvorsky Fr., Historické doklady k záměrům Albrechta z Waldštyna a jeho spojenců. (Historische Documente über die Absichten des Grafen Waldstein und seiner Verbündeten.) Lex. 8. Prag. Grégr.

Emler J., O zbytcích desk zemských v roce 1541 pohorělých. (Von den Ueberresten der im Jahre 1544 abgebrannten Landtafel.) Aus den Abhandlungen d. k. h. Ges. d. W. VI. 1. 4. Prag. Verlag d. Gesellschaft.

Frič F. V., Buď jasno mezi námi! Obrana těch zásada náhledů, v kterých kterých v otevře nám listě svém k redakcím novin českých vyslovil. (Es werde klar zwischen uns. Vertheidigung der Grundsätze und Ansichten, welche in dem offenen Schreiben an die Redaktionen sämtlicher böhmischer Zeitungen ausgesprochen wurden.) 8. Prag. Steinhäuser.

Hus, mistr Ján. Sebrany spisy české. (Des Magister Johannes Hus gesammelte böhmische Schriften.) Redigirt von Erben. 16. 17. Heft. gr. 8. Prag. Tempsky.

Jednáni a dopisy konsistoře katolické a utrakvistické k vydání upravit Borový. (Akte und Correspondenzen des katholischen und utraquistischen Consistoriums.) Redigirt von Borovy. I. B. 4. Heft. (Bibl. hist. 45.) gr. 8. Prag. Kober.

Klaczko Jul., Kongres v Moskvě a propaganda Panslavistů. (Der Congress in Moskau und die Propaganda der Panslavisten.) Auszug aus der Revue de deux

mondes vom 1. Sept. 1867. gr. 8. Wien. Czermaf.

Památky archeologické a mistopisné, vydávané od archeolog. sboru musea král. česk. (Archaeolog. und topograph. Denkmäler. Herausgegeben von der archäolog. Section des k. böhm. Museums.) VII. B. gr. 4. Prag. Kziwnac.

Obraz světa slovanského shledisté politicko-národního sepsal prof. T. B. K (ořinek). (Ein Bild der slav. Welt in polit. nationaler Hinsicht verfasst.) 1. Heft. Die Nachbarn der Slaven. Verein: Maticе lidu.

Slavata V., Paměti nejvyššího kancléře království česk. (Denkwürdigkeiten des Grafen W. Slavata, obersten Kanzlers des Königreichs Böhmen. Redigirt v. Jirček. 2. Bd. 3. 1604 und 1609, dann 1618 und 1619 gr. 8. Prag. Kober.

Tomek W., Základy starého mistopisu Pražského. Oddíl. II. Nové město pražské. Seš. první. (Grundzüge der alten Topographie Prags. II. Abtheil. Die Neustadt. 1. Heft.) gr. 4. Prag. Tempsky.

Veselsky P. M., Královské horní město Hora Kutná. (Königliche Bergstadt Rutenberg.) Vollständige Geschichte und Topographie. I. Th. bis 1424. Rutenberg. 4. Breuer.

Viták A. K., Dějiny královského věnného města Dvora Kralové nad Labem. (Geschichte der königl. Leihgedingstadt Königinhof a. d. Elbe.) Mit Illustrationen. 8. Prag. Selbstverlag.

Vlček V., Ján Pešek z Vratu. Obraz z dějin českých z věku šestnáctého. (Johann Pešek von Brat. Ein Bild aus dem 16. Jahrhundert der böhm. Geschichte.)

Erklärung.

Wir finden uns veranlaßt ausdrücklich zu erklären, daß an dem Aufsätze „Höfler und Krummel“ in der lit. Beilage zu Nr. I. und III. des gegenw. Jahrganges der „Mittheilungen“ weder Herr Prof. Höfler, noch einer seiner literar. Freunde oder Schüler Antheil gehabt hat. Hr. Prof. Höfler hat sich unter der gegenwärtigen Redaction an der lit. Beilage gar nicht betheiliget, seine Aufsätze in den „Mittheilungen“ aber jederzeit mit seinem vollen Namen unterzeichnet.

Die Redaction.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Grohmann.

Literarische Beilage
zu den Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

An 15. April 1868.

I.

**Antwort auf das XI. Kapitel des Palachy'schen Buches „Geschichte des Husitenthums
und Prof. C. Höfler.“**

(Palachy als Landeshistoriograph und der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Das neue geschichtsphilosophische System Palachy's, die altslavischen und die altgermanischen Verfassungsverhältnisse, die Slaven als Wächter gegen asiatische Invasionen, die Superiorität der Deutschen und die Dankbarkeit der Tschechen, das Christenthum, die Leibeigenschaft und das Städtewesen in Böhmen, die Methode Palachy's.)

Durch viele Jahre hindurch führte Hr. Franz Palachy, der böhmische Landeshistoriograph, den Alleinherrschaft auf dem Gebiete der böhmischen Geschichtschreibung. Von den Ständen mit die hinreichenden Mitteln ausgerüstet, gab er seit den dreißiger Jahren neben kleineren Arbeiten eine böhmische Geschichte heraus, die selbst in den gelehrten Kreisen Deutschlands nicht ohne Anerkennung blieb. Der letzte Band dieses Geschichtswerkes erschien im heurigen Jahre und reicht bis 1526; die Fortsetzung hat der Verfasser jüngeren Kräften überlassen, während er sich selbst mit der Revidirung der früheren Bände, vor allem mit der Herausgabe eines Bandes Kulturgeschichte und eines weiteren über die Husitenperiode zu beschäftigen gedenkt. Der kulturgeschichtliche Nachtrag ist von der größten Wichtigkeit, da diese Seite in dem Palachy'schen Werke eine nur höchst dürftige und ganz ungleichartige Berücksichtigung fand. Wichtiger als die Umarbeitung der Husitenperiode dagegen erscheint dem Fachkundigen eine Revision, wenn nicht des ganzen Werkes, so doch der ersten Bände, die in vielen Partien bereits vollständig antiquirt sind. Geradezu aber eine Pflicht des Landeshistoriographen wäre es, einen Nachtrag zu seiner Geschichte zu liefern, welcher sich mit den Deutschböhmen zu beschäftigen hätte. Denn obwohl die Deutschen des Landes zwei Fünftel der Bevölkerung ausmachen und an der Landesgeschichte ihren wesentlichen Antheil seit Alters besitzen, so sind sie von Palachy doch nur in äußerst kümmerlicher Weise und namentlich in der letzten Zeit ziemlich gehässig behandelt worden. Das Werk erschien in deutscher und tschechischer Sprache. Die tschechische Ausgabe trägt den Titel „Geschichte des tschechischen Volkes in Böhmen und Mähren“, und diesem Titel allein wird der Inhalt gerecht, nicht aber der deutschen Ueberschrift „Geschichte Böhmens.“ Diese einseitige Geschichtsbehandlung findet ihren natürlichen Erklärungsgrund in der nationalen Stellung des Verfassers. Palachy wird von den Tschechen als „Vater“ verehrt und gilt auch in politischen Dingen als ihr erster Führer, auf dessen Unfehlbarkeit in jeder Beziehung blindlings geschworen wird. Sein im Laufe der Zeit sich immer mehr ansprängender Tschechismus hätte ihn veranlassen sollen, die auch von den Deutschen mitgetragene Subventionirung des Landes zurückzuweisen und unparteiischen Händen die Stelle eines Landeshistoriographen zu überlassen. Dieses gefiel ihm nicht, er vertiefte sich vielmehr in die Geschichte der Husiten, als die seinen religiösen und nationalen Gefühlen am meisten zusagende Periode. Als erste Frucht dieser erneuerten Studien erschien dieser Tage von ihm eine Schrift unter dem Titel: „Die Geschichte des Husitenthums und Professor Constantin Höfler.“ Wie die Aufschrift besagt, ist der Inhalt vorzugsweise polemisch und gegen den hiesigen Universitätsprofessor Constantin Höfler

gerichtet. Allein hinter dem persönlichen Streit wird von Herrn Palacky ein etwas verdeckter Kampf geführt mit allen jenen, die es bis jetzt gewagt haben, in seine Autorität irgend einen Zweifel zu setzen oder gar seine historischen Arbeiten mit kritischem Blicke zu untersuchen. Da es aber dem vielbeschäftigten Landeshistoriographen nach seinem eigenen Geständnisse nicht möglich ist, alle diese kleinen Stöße einzelnweise zu pariren, so versucht er es mit einer Art summarischer Abfertigung und zwar mit Hilfe eines eigens zu diesem Zwecke ersonnenen geschichtsphilosophischen Systemes. Unsere Besprechung wird ganz allein der Erörterung dieses neuen Systems gewidmet sein und sich also nur wesentlich mit der Beantwortung des XI. Kapitels des Palackyschen Buches beschäftigen. Vorher aber wollen wir noch zur Erklärung der Verhältnisse einige Bemerkungen vorausschicken über jene kleinwinzigen „neudeutschen Geschichtler“, welche sich nicht scheuten, den böhmischen Herodot in seiner olympischen Ruhe zu stören.

Die Deutschböhmen waren aus verschiedenen Ursachen mit ihrer Geschichtschreibung bis in unser Jahrhundert ziemlich schlecht bestellt. Abgesehen von der schwachen Arbeit des alten Pelzel, waren Schmalzfuß und Köfler die ersten, welche als Historiker sich spezifisch mit den Deutschböhmen beschäftigten. In Deutschland kannte man dieses wackere Völkchen, das an den Marken des Reiches durch Jahrhunderte standhaft um seine Existenz kämpfte, kaum den Namen nach, und der Landeshistoriograph unterließ es geflissentlich, die weiteren Kreise auf dieselben aufmerksam zu machen. Wenn die Deutschen aller Zeiten und an allen Orten gegen Unterdrückungen mannigfacher Art erstaunliche Proben der angeborenen Gutmüthigkeit und Langmuth ablegten, so haben sie doch niemals eine literarische Mißhandlung ertragen. Es liegt in der Eigenartigkeit dieses Volkes, sich bei aller sonstigen Zahmheit stets für die wissenschaftliche Wahrheit zu begeistern und für diese mit Jedermann den Kampf aufzunehmen, und sei es auch gegen einen behördlich autorisirten Landeshistoriographen. Palacky's Art und Weise, die Landesgeschichte zu behandeln, rief denn endlich auch die Reaktion unter den Deutschböhmen hervor. Einige junge Männer, durchwegs geborene Deutschböhmen, gründeten „den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, um die Geschichte ihres Stammes zu pflegen, welche der officielle Historiker so gründlich vernachlässigte. Der zahlreiche Beitritt von Mitgliedern aus allen Gegenden Böhmens und aus allen Schichten der Bevölkerung lieferte den deutlichen Beweis, daß die Deutschböhmen sogar eine Selbstbesteuerung nicht scheuten, um die Ehre ihrer Geschichte zu retten. Wären die Tschechen in der Lage der Deutschen gewesen, sie hätten wahrscheinlich nicht neben dem bereits bestehenden Budget noch eine freiwillige Zubeße zur Beforgung ihrer Geschichte bewilligt, sondern den ersten Landtag der constitutionellen Ära berührt, um vom ganzen Lande die Dotirung eines Separathistoriographen zu verlangen. Der deutsche Michel schwang sich zu dieser scharfen Auffassung der Gleichberechtigung trotz der schönsten Beispiele aus dem Lager der Gegner nicht empor, sondern ließ ruhig den Geschichtsverein in nicht officieller Weise seine Forschungen eröffnen. Es ist ganz natürlich, daß in den Publikationen des jungen Vereins sich vor Allem das Bestreben bemerklich machte, jene Lücken auszufüllen, welche in den Palackyschen Werken einem jeden Deutschböhmen fühlbar geworden waren. Neben diesem Bestreben stellte sich aber auch sehr bald die Nothwendigkeit heraus, Alles, was uns Palacky in seiner Historie geliefert, Deutsches und Tschechisches, einer genauen Untersuchung zu unterwerfen; denn auch dem Laien war nicht entgangen, daß Palacky kein auch nur annäherungsweise objectiver Geschichtschreiber sei. So kam es denn zu jenem vortrefflich gezielten Kleingewehrfeuer gegen den nationalen Geschichtsmonopolisten, so zu jenen tiefstehenden Lanzenstichen, die Herrn Palacky außer Athem setzten, die er nun in seiner Broschüre mit einem Einzigen Keulenschlage unschädlich zu machen vermeint. Dieser Keulenschlag ist jenes schon angedeutete geschichtsphilosophische System, das wir aus gewohntem Mißtrauen genau untersuchen wollen, da auf demselben die ganze gegen die Mitarbeiter der Mittheilungen gerichtete Beweisführung basiert.

Der Elementarsatz aller geschichtsphilosophischen Erkenntniß ist nach Herrn Palacky folgender: Es gibt überhaupt zwei große Gruppen von Völkern, die eine besteht aus „erobernden, ursprünglich Räuber völkern“, die andere aus „friedlichen und erwerbseifrigen“; zu ersteren gehören „die alten Römer, die Deutschen, die Hunnen und Awaren, die Mongolen und Tataren, die Türken und Magyaren“, zu den letzteren „besonders die Juden, die Griechen

und vorzüglich die Slawen.“ Die Quelle des Rechts bei den Raubvölkern bildete die rohe Gewalt, bei den Friedenvölkern dagegen „floß das Gesetz aus dem vereinbarten Willen der Gesamtheit.“ Wihin ist, wie schon Toqueville sagt, das römische Recht „ein Recht der Unterdrückung“, der deutsche Feudalismus aber nach Herrn Palacky „eine wechselseitige Versicherungsanstalt des geraubten Gutes.“ (S. 76.) Nehmen wir einmal diesen Hauptgrundsatz des neuen Systems als Axiom an und folgen wir vorläufig ohne Einwand der weiteren Argumentation, die sich vornehmlich um die Gegensätze in der Geschichte der Germanen und Slawen dreht. Während die Germanen ihr Raubrecht weiter fort entwickelten und sich sogar das Christenthum demselben fügte, erstanden in den Slawen die wahrhaftigen Apostel der Freiheit. Denn „das allgemeine Merkmal der ursprünglichen slawischen Zustände ist die Freiheit, wie das der germanischen die Herrschaft und ihr Corrolat, die Knechtschaft.“ (S. 78.) „Allein“, fährt Herr Palacky fort, „die Weltgeschichte war und ist keine Idylle.“ Die friedlichen Slawen, umgeben von lauter Raubvölkern, sahen ein, daß sie untergehen würden, wenn sie nicht auch sich einem gemeinsamen Befehle unterordneten, d. h. ähnliche Einrichtungen bei sich treffen würden, wie sie die Raubvölker schon länger hatten. Die slawische Freiheit ging somit zu Grunde durch die Raubvölker und insbesondere durch die Germanen, die mit ihrem Feudalismus so ein schreckliches Beispiel gegeben hatten. Auch die Tschechen sind vom Wege altböhmischer Tugendhaftigkeit und Freiheit abgewichen, und haben deutsche Einrichtungen, z. B. das privilegirte Städtewesen, den Feudalismus, die Leibeigenschaft angenommen. Wehe, über diese bösen Deutschen, sie haben uns, so meint Herr P., unsere alten freiheitlichen Einrichtungen rein verdorben oder gestohlen und uns gezwungen, in die Reihe der Raubvölker einzutreten. Das war der Dank für die Sorge, welche die lammfrohen Slawen getragen hatten, daß Europa nicht fürderhin durch asiatische Völkerströmungen beunruhigt wurde und sich die Raubvölker in Mittel- und Westeuropa ohne Störung in der Bildung und Civilisation fort entwickeln konnten. Denn Bildung merkwürdiger Weise besitzen diese germanischen Räuberbanden, das muß selbst H. P. zugestehen. Aber was ist das weiter? das ist, meint er, rein nur in der geographischen Lage der versteckten Räuberhöhle gelegen und im Grunde genommen nur ein Verdienst der Slawen, weil diese cerberusartig vor der Höhle liegen und gegen die Barbaren Afriens Wache halten. — Und nun nach diesen philosophischen Ansholungen führt Herr P. den Schlag gegen die Mitarbeiter der Mittheilungen. Ihr armseligen Tröpfe, die Ihr mein System nicht kennt, Ihr wollt über böhmische Geschichte schreiben, Ihr wollt in Euerem schon vom wailand Cosmas gerügten „Selbstdünnkel und Euerer Selbstüberhebung“ behaupten, daß die Tschechen in Böhmen von den Deutschen ihre Bildung erlangt hätten, Ihr vermeßt Euch zu beweisen, daß wir die Leibeigenschaft schon vor Euren räuberischen Einbrüchen gehabt hätten, Ihr wollt sogar von uns Beweise der Dankbarkeit, weil Ihr uns das Christenthum, das Städtewesen mit dem Bürgerthum und das Lehenswesen mit einem entwickelten Rechtssystem gebracht? Hättet Ihr uns in Ruhe gelassen, wir wären das freieste Volk der Zeit geblieben. „D Ironie des Schicksals“, schließt Herr P., „Rechtsansschauungen und Zustände, welche vor einem Jahrtausende als Gemeingut der Slawen noch für barbarisch gehalten wurden, bilden hentzutage den Stolz und die Sehnsucht des Abendlandes, und man verschreit die Slawen als halbe Barbaren, weil man sich einbildet, sie hätten eine Vorliebe für Institutionen, die dem Abendlande nachgebildet, von diesem noch vor kaum einem Jahrhundert als ein Asyl der Bildung und Gerechtigkeit verherrlicht wurden!“

Daß Herr Palacky niemals ein großer Politiker gewesen, war uns zu allen Zeiten klar, daß die in unserem Landeshistoriographen wieder erstandene Sekte der Brüdereinion sich in allerhand unklaren philosophischen Grübeleien ergehen werde, konnte nicht überraschen, ebenso wenig wie des freisinnigen Moskauptlgers Vorliebe für das Land, wo der Fuchten und die Knute blühen. Es nahm uns ferner gar nicht Wunder, wenn der böhmische Bruder redivivus eine salbungsvolle Apologie des Magister Hus verfaßte und fein weidlich auf die Deutschen losfegelte, oder wenn

er sich nach eigenem Geständniß des großmächtigen gelehrten Apparates der Deutschen ganz entschlag und erst in den Gefilden des heiligen Rußland in die geheimsten Tiefen der historischen Wahrheiten einzubringen vermochte. Daß aber das Capitel XI des Palackyschen Buches, in welchem die oben angegebenen Unterschiede zwischen der Geschichte der Deutschen und der Slawen sich vorfinden, überhaupt und noch dazu von einem Historiker geschrieben werden konnte, das hat uns verblüfft. In dergleichen „wirre“ Träumereien, die aller historischen Wahrheit Hohn lächeln, könne, so meinten wir, nicht einmal der überspannteste Böglingkopf aus der höheren tschechischen Töchterchule in der Waffergasse verfallen; denn Freundin Libuscha würde sogleich in Collisionen gerathen mit den allerbekanntesten Thatfachen aus ihrem kleinen Lehrbüchlein der Weltgeschichte. In demselben wird schon der oberste Grundsatz der Unionsphilosophie von den Friedens- und Raubvölkern sich nicht ganz bestätigt vorfinden. Die Juden sind zwar jetzt sehr friedlicher Natur, aber ehemals schlugen sie die Philister, Amalekiter u. s. w. mit der Schärfe ihres Schwertes ganz gehörig und rotteten die feindlichen Stämme bis zur Wurzel aus. Die Griechen aber werden mit einer großen Anzahl Perserkriege angeführt, zu denen sie selbst die Initiative gegeben, und deren Abschluß erst in dem Eroberungswerke Alexander des Großen zu suchen ist. Mit diesen zwei Friedensvölkern ist es H. P. schlecht gelungen! Wenn er schon neben den Slawen noch Friedensvölker haben will, warum nimmt er nicht die Indianer und Hottentotten, die sich neben den Tschechen gerade so gut ausnehmen dürften, wie die Mongolen neben den Germanen. Und wie erst würde es happen, wenn Palacky die Gesetzgebungen seiner beiden Friedensvölker erörtern wollte? Dieser Untersuchung geht er schlau aus dem Wege (S. 77); denn wie hätte er neben seinen Definitionen von römischem Recht und deutschem Feudalismus die mosaische, die solonische und gar erst die lykurgische Gesetzgebung u. s. schreiben müssen? Das System von der Freiheit und Gleichheit, von dem Mangel des Ständeunterschiedes wäre ja sogleich über den Haufen geworfen worden.

Aber wenigstens bleibt den Slawen das Monopol des Friedens und der Freiheit, sollte man meinen, und Herr Palacky sucht dafür auch im Schweiße seines Angesichtes einige Beweise zu bringen, die er aber, man weiß ja warum, nicht „häufen“ will (S. 78). Die Beweiskraft aus dem slawischen Recht gibt er selbst so ziemlich auf, „denn die Grundsätze des alten slawischen Rechtes sind bisher noch weniger wissenschaftlich festgestellt, als die der meisten anderen geschichtlichen Völker.“ (S. 78.) Dafür muß immer und immer wieder das heutige Serbien herhalten und ein Citat aus Mauricius und ein anderes aus Widukind soll nachhelfen. Wer doch die lieblichen Verhältnisse in Serbien nicht kennen möchte; und zugegeben, wären dieselben auch engelhaft, ist von ihnen ein Schluß auf die Urslawen berechtigt? In der angezogenen Stelle des Mauricius, die von Kriegsgefangenen handelt, finden wir gar nichts so Sonderbares (*Qui sunt in captivitate apud eos, non omni tempore, ut apud gentes alias, in servitute tenentur, sed certum eis definitur tempus etc.*); denn unter dem vom Hrn. Palacky geschriebenen etc., das wir beim Autor nachschlugen, ist zu verstehen, daß die Slawen eben auf ein recht hohes Lösegeld speculirten, was auch bei vielen andern mehr oder weniger civilisirten Völkern vorkam und noch vorkommt. Widukind mit seinem Ausspruche aber „*Transeunt sane dies plurimi, his (Saxonibus) pro gloria et pro magno latoque imperio, illis (Slavis) pro libertate ac ultima servitute varie certantibus*“ kommt in die Husapologie, wie Pontius in den Glauben. Meint wirklich Herr Palacky, daß Widukinds *libertas*, für welche die Slawen gegen die Deutschen kämpften, sich auf die inneren freien Verhältnisse der Slawen bezieht? Sagt man nicht auch, die Indianer kämpfen um ihre Freiheit gegen die Weißen, und wem wird es dabei einfallen, an eine freisinnige Verfassung der amerikanischen Jägervölker zu denken? Das ist eben die Sache: Die Slawen besaßen, wie alle Völker in der Kindheit und im nomadenhaften Zustande, eine rein patriarchalische Verfassung, mit welcher sie weder Kriege führen, noch einen Staat aufbauen konnten. Das geht auch aus Prokop, Leo, Mauricius u. a. hervor, wenn man diese Autoren nur nicht gewaltsam interpretirt. Mit der patriarchalischen (Prokop nennt sie demokratisch) Verfassung konnte sich auch keine Kultur entwickeln und mit dem Erwerbflüsse der alten Slawen, welcher nach Hrn. Palacky's Eintheilung die

Friedensvölker auszeichnet, muß es windig ausgeschaut haben; denn derselbe Prokop bemerkt, wie schon Pelzel citirt: „Sie, die Slawen, wohnen in schlechten und zerstreuten Hütten und ziehen oft von einem Ort zum anderen! (Nomaden.) Wenn sie in's Treffen gehen, so sind sie größtentheils zu Fuß und führen nur kleine Schilde und Wurfspieße. Einige haben nicht einmal Hüden oder eine andere Kleidung, sondern gehen bloß in Beinkleidern zu Gefechten.“ — Ueber die Kultur der alten Slawen haben wir eine Menge Citate in Bereitschaft und können, wenn es gewünscht wird, jeden Augenblick damit dienen. Die Byzantiner, die fränkischen Chronisten, die Biographie des hl. Adalbert, Cosmas der Böhme, Ditmar von Merseburg, Saxo Grammaticus, Albertus Stadenjis u. a. stimmen in diesem Punkte so ziemlich überein. Ihre Berichte laufen mehr oder weniger auf das hinaus, was der heil. Bonifacius in seinem XIX. Briefe sagt, „quod est foedissimum et deterrimum genus hominum“, oder wie sich der deutsche Bearbeiter Dalimils in der Hanka'schen Ausgabe ausdrückt: „recht vichlich sie lebten.“ Doch was gelten dem Herrn Palachy Beweisthellen? Die deutschen Chroniken, als von einem Raubvolke herrührend, werden in Bausch und Bogen verworfen, die Griechen aber sein säuberlich nach eigenem Geschmacke expirirt; ja selbst Cosmas taugt in allen jenen Stellen nichts, wo er sich erlaubt, über die ungemüthlichen Zustände der alten Tschechen etwas zu verrathen. Vielleicht glaubt Herr Palachy an sich selbst nicht mehr, wenn wir ihn erinnern an seine eigene Geschichte Böhmens, I. 314, 466, 468, 490, u. a. D., allwo von der ungewöhnlichen Grausamkeit böhmischer Kriegshaaren die Sprache ist.

Hat das System einmal ein Loch, so hilft kein weiteres Speculiren. Immer tiefer verwickelt sich alsdann der hartnäckige Philosoph in den neckisch schäumenden Strudel launigen Unsinnes. Um die Fabel von der altslawischen mustergiltigen Verfassung in ein recht glänzendes Licht zu stellen, sieht sich Herr Palachy veranlaßt die altgermanischen Zustände in ihrem angeblich vollendeten Barbarismus zu enthüllen. Welche Freude macht es ihm da nicht, mit Hilfe einer Stelle unserer wackeren J. G. A. Wirth der Germania des Tacitus den Stempel unbrauchbarer Makulatur aufzudrücken. (S. 80. 81.) Nun wir achten Wirth als einen wackern Freiheitskämpfer und patriotischen Geschichtschreiber, jedoch wir wissen recht gut, daß dieser Ehrenmann in seiner bekannten Gereiztheit die Ausdrücke gerade nicht abwog. Im Namen des Verstorbenern aber protestiren wir gegen den Mißbrauch, ihn zu deutsch feindlichen Tendenzen fragmentarisch zu citiren. Hätte Herr P. ehrlich gehandelt, so hätte er auch sagen müssen, was derselbe Wirth nach seiner herben Schilderung der altgermanischen Zustände schreibt: „Wir bemerken indeß ausdrücklich, daß die allerdings bedeutenden Gebrechen der Germanen keineswegs etwa nur ihnen allein eigen gewesen seien und sie etwa gegen andere Völker zurückgesetzt hätten; die anderen waren vielmehr in ihrer ersten/Entwicklungsstufe so gute Barbaren wie die Deutschen, ja sie waren es sogar im höheren Maße.“ (Gesch. d. Deutschen 4. Aufl. I. S. 109.) — Wir Deutsche haben uns der idyllenhaften Anschauungen über unsere Vorfahren längst entschlagen, das gereicht uns zur Ehre. Aber wir sind deswegen nicht gewillt, in den alten Germanen wilde Räuber zu erblicken. Deutsche Gelehrsamkeit hat ein ganz genaues wahrheitsgetreues Bild der Altgermanischen Verfassung zu Stande gebracht und wir rathen in Zukunft Herrn P., wenn er über deutsche Rechtsverhältnisse spricht, zuvor ein Compendium über dieselben nachzuschlagen. Wir empfehlen Walters „deutsche Rechtsgeschichte“, weil sich in derselben gleich in der Vorrede (S. III. u. IV.) eine hieher ganz passende Stelle findet: „Es mag unangenehm berühren, wenn das reizende und täuschende Bild, das man sich von dem Wesen der alten germanischen Verfassung gemacht hat, vor der nüchternen Welt, wie sie in den Gesetzen und Urkunden auftritt, verschwinden muß. Allein diese Welt der Wirklichkeit zeigt neben dem Vorzuge der historischen Wahrheit doch auch so viel Gemüth, Kraft und gesunden Verstand, daß man, wenn man sie zu erforschen und zu verstehen sich nur die Mühe geben will, den allerdings leichteren Weg durch Dichtung nicht braucht.“ Das ist, sagen wir wiederholt, der Unterschied: wir Deutschen brauchen keine Idylle, die Herr

Palacky für sein Volk so außerordentlich nothwendig hat. Wenn aber H. P. in seiner Argumentation so weit geht, daß er die Hufiten für humaner erklärt, als ihre Gegner, oder daß er vom Standpunkte der Staatenbildung aus die Römer und die Deutschen tief unter die Russen oder gar erst unter die Mongolen setzt, so halten wir dieß für einen simplen Faschingscherz, dem eine ernsthafte Antwort nicht gebührt.

Ist es doch auch nur ein täuschendes Traumgesicht, was uns Herr P. von den Verdiensten der Slawen, die mittel- und westeuropäische Kultur gegen asiatische Einbrüche geschützt zu haben, erzählt. Schlage man doch nur wieder im kleinen Büchlein der Weltgeschichte nach und sehe, wer alle die großen Invasionen, die von Asien her Europa bedrohten, zurückgewiesen hat. Die Slawen am allerwenigsten, sondern in erster Reihe die Germanen. In den Katalanischen Ebenen, in denen neben Römern Franken und Westgothen kämpften, und wo Theodorich I den Heldentod starb, wurde der gewaltige Hunnenzug zurückgestaut. Die Avaren, in deren schimpflichsten Joch die Slawen gerathen waren, besiegte und unterwarf Kaiser Karl der Große. Wer setzte denn den Schreckenzügen der Magyaren, denen das großmährische Reich nicht widerstehen konnte, ein endliches Ziel? Die deutschen Kaiser Heinrich I. und Otto I. waren es, welche mit deutschen Männern die wilden Reiterhaaren zu Paaren trieben und sie zur friedlichen Niederlassung in Ungarn zwangen. Und wenn wir weiter fragen, haben etwa die Russen oder Polen den Mongolenzug aufgehalten, oder etwa die Südslawen den Türken einen unübersteiglichen Damm entgegengestellt? Zweihundert Jahre ertrugen die Russen das schmachvolle Joch der goldenen Horde in Kapschal, und noch jetzt huldigen die Südslawen dem Halbmonde. Gegen Mongolen, wie gegen Türken mußten sich die Deutschen wiederum selbst helfen. Herzog Heinrich der Fromme fiel kämpfend gegen die ersteren bei Wahlstadt und Reichsheer um Reichsheer brach auf gegen die Türken, bis diese gutwillig die Reichsgränze respectirten. Man bringe von gegnerischer Seite nicht etwa im Kampfe gegen die Asiaten Boleslaw I. und Wenzel I. von Böhmen mit dem fabelhaften Jaroslaw von Sternberg oder den Polenkönig Sobiesky in Rechnung; ihre Bemühungen waren doch eben nur von ganz secundärer Bedeutung. Und auch für die Zukunft, diese Hoffnung wollen wir noch unsern „Wächtern“ zu ihrer Beruhigung verrathen, werden wir Deutsche mit den Asiaten fertig werden, falls sie uns auch unter dem Namen „der Russen“ entgegentreten sollten.

Es erübrigt noch jene Fragen aus der speciell böhmischen Geschichte zu erörtern, die Herr Palacky nicht umhin kann, als nothwendige Ergebnisse seiner Speculation gegen uns zu berühren. Daß die Přemysliden deutsches Rechts- und Städtewesen in Böhmen einbürgerten, muß der Landeshistoriograph doch zugestehen und er kann sogar die Politik des tschechischen Herrscherhauses nicht „tabeln.“ Aber das will Herr Palacky nicht gestatten, daß man daraus die „Superiorität des deutschen Wesens“ und sogar „Ansprüche auf Dankbarkeit“ Seitens der Tschechen ableiten will. (S. 84.) Was das Städtewesen anbelangt, so sei, meint H. P., mit demselben gar nicht einmal die Freiheit eingeführt worden; denn dieselbe habe ja schon in Böhmen bestanden, da sie bei der Landbevölkerung Regel war. Indem wir auf diese Ansicht erst weiter unten zu antworten gedenken, wollen wir vorläufig über die „Superiorität“ und die „Dankbarkeit“ ein Wort verlieren. Die Superiorität der Deutschen über die Tschechen will nun einmal Herr Palacky schon vermöge seiner Theorie von den Friedens- und Räuber-völkern nicht zugestehen. Gegen ihn mit frischen Beweisen zu polemisiren wäre rein überflüssig; jedem Schulknaben stehen solche haufenweise zu Gebote. Nur die beiden Fragen erlauben wir uns. Wie kommt es denn, daß die Tschechen unter allen Slawen sich selbst als die fortgeschrittensten ansehen? Gerade deswegen, weil sie seit jeher mit den Deutschen in so inniger Berührung standen, oder — es sei das Paradoxon gestattet — weil jeder gebildete Tscheche ein Deutscher ist, der nebenbei auch tschechisch spricht. Zweitens, fragen wir, wie erklärt uns Hr. P. den Widerspruch, daß er einmal die Superiorität des Deutschen läugnet, das andere Mal wieder (S. 81) sagt, daß es ihm am allerwenigsten einfallt „den geschichtlichen Vorrang und Vorrang der Deutschen in Civilisation, Gesittung und Bildung streitig zu machen?“ — Was nun die Dankbarkeit anbelangt, so werden wir sie, seitdem sie Herr Palacky ausdrücklich verweigert, nicht mehr fordern. Wir werden sogar, wie wir es bisher immer gethan haben, ganz ruhig

den Hohn und den Spott ertragen, der uns „Kulturträgern“ alle Tage angethan wird. Aber dagegen müssen wir uns ernstlich im Namen unserer Nation verwahren, daß wir Deutschen, wie Herr Palachy meint, uns gegen jene Nationen, von denen wir irgend etwas Gutes empfangen haben, gleichfalls undankbar verhalten. („Es fällt den Deutschen ihrerseits eben so wenig ein, den Römern, Italienern, Franzosen zc. für die von dort empfangenen Keime der Bildung Dank zu spenden.“ S. 84.) Das sollte Herr Palachy doch wissen, daß kein Volk so sehr als gerade die Deutschen das Gute, das vom Auslande kam, mit voller Anerkennung aufgenommen hat. Jeder deutsche Gymnasiallehrer macht fast alltäglich seine Schüler darauf aufmerksam, wie viel wir in unserer Bildung den Griechen und Römern zu danken haben. Das Studium der italienischen Kunst wird nirgends so eifrig betrieben als in Deutschland, und ein deutscher König hat den klassischen Dante meisterhaft in seine Muttersprache übertragen. In Deutschland verehrt man noch jetzt die angelsächsischen Missionäre, welche uns das Christenthum gebracht haben, als Heilige, und Deutsche vor allen Andern haben der Mitwelt die hohe Bedeutung des unvergleichlichen Shakespeare gezeigt, noch eher und noch mehr, als die Engländer selbst. Sollen wir noch hinweisen auf den fast abgöttischen Kultus, der eine Zeit lang von uns mit Allem jenen getrieben wurde, was von den Nachbarn jenseits des Rheins herkam, ja hat nicht sogar die slawische Volkspoesie von dem deutschen Dichter Herder ihre volle Würdigung erlangt? Man hat uns Deutsche oftmals und vielleicht mit Recht deswegen getadelt, daß wir in unserem kosmopolitischen Sinne allzu sehr geneigt sind, das Ausländische zu überschätzen, aber der Undankbarkeit hat uns noch Niemand angeklagt, bis auf Herrn Palachy.

Es heißt die Geschichte ganz und gar verkehren, und es entspringt keinem anderen Gefühl, als dem der Animosität gegen das Deutchthum, wenn Herr Palachy an einer andern Stelle die Christianisirung Böhmens durch Deutschland mit Hohn behandelt, indem er sagt: „Die slawischen Apostel Cyrill und Methud hatten die Deutschen der Mühe überhoben, die Böhmen in ihrem Sinne christlich zu machen.“ Mit solchen Aussprüchen mag der böhmische Bruder seiner Hinneigung zum orthodoxen Ruffenthum fröhnen, aber er kann keinesfalls ein feststehendes historisches Faktum damit umstoßen. Es ist doch nur zu bekannt, daß nicht nur in Böhmen, sondern sogar in Mähren noch vor den griechischen Missionären deutsche Priester das Christenthum gepredigt haben. Wenn doch Herr Palachy nicht so vergesslich wäre, und sich erinnern würde, was er selbst (Geschichte Böhmens, B I. S. 110) von der Taufe der vierzehn böhmischen Lehen bei König Ludwig dem Deutschen in Regensburg, am 1. Jänner 845 erzählt: „Dieses denkwürdige Ereigniß ist die älteste Angabe von einer Verbreitung des Christenthums unter den Lehen, obgleich nicht zu bezweifeln, daß dieser Glaube hier auch früher schon einzelne Bekenner gefunden.“ Die angebliche Taufe Borimof's durch Methudius, selbst wenn sie uns mit bestimmter Jahreszahl nachgewiesen werden könnte, fällt nicht nur ein halbes Menschenalter später, als die Regensburger Taufe, sie hatte auch weiter keinen großen Einfluß auf das Christenthum in Böhmen. Selbst für Mähren hat man die Verdienste der beiden Griechen um das Christenthum mehr emporgeschraubt als nothwendig, da, wie wiederum aus Palachy zu ersehen ist (Band I. S. 121.) „das Christenthum mit der Taufe vom Volke Mährens von deutschen Priestern bereits angenommen, obwohl es noch nicht in seine Gesinnung übergegangen war.“ — Für Böhmen blieb schon nichts anderes übrig, als daß die Deutschen, wie sie für die Annahme des äußern Christenthums gesorgt hatten, sich auch der Mühe unterzogen, die innere Gesinnung für dasselbe bei den Bewohnern allmählig zu wecken. Das geschah durch deutsche Missionäre unter Wenzel I., der die Hauptkirche am Prager Schlosse dem heiligen Veit, dem Patrone der Sachsen, weihte, das geschah durch die Einbeziehung Böhmens in die Regensburger Diocese, durch die Gründung eines Bisthums in Prag mit Zuthun des Regensburger und Mainzer Kirchenfürsten, durch die im X. und XI. Jahrhundert fast durchwegs deutschen Bischöfe von Prag, durch die große Anzahl der deutschen Klöster, die in Böhmen gegründet wurden u. s. w. Der in einem einzigen Kloster bestehende und bald verschwindende slawische Ritus war doch nur eine Curiosität in einem vom lateinisch-deutschen Kultus gänzlich durchdrungenen Lande.

Wir kommen zum letzten Punkte, in welchen wir vom Landeshistoriographen angegriffen

wurden, zur Frage über die Leibeigenschaft in Böhmen. Diese soll nach alter Ansicht Palach's erst von den Deutschen importirt worden sein, und er beharrt auch jetzt noch auf dieser Behauptung, obwohl ihm urkundliche Beweise dafür gebracht wurden, daß dieselbe bereits vor der deutschen Colonisation bestand. Welches sind die neuen Beweisgründe, die uns entgegengehalten werden? Erstens die Behauptung, daß unter Ottokar II., der nebenbei die Ehre hat, mit Peter dem Großen von Rußland verglichen zu werden, eine Menge von Urkunden gefälscht wurden, und zweitens, eine gelehrt sein sollende Disputation zweier Doctoren aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, von dem übrigens der eine noch für die Leibeigenschaft eintritt. (S. 85, 87.) Also so weit geht die Verbissenheit, daß die Mönche des XIII. Jahrhunderts sammt und sonders großartige Urkundenfälscher werden müssen, damit der böhmische Generalvicar aus dem XIV. und der Landeshistoriograph aus dem XIX. nicht genöthigt ist, eine ganz unhaltbare Ansicht aufzugeben! Sind die Urkunden wirklich verfälscht, so haben die gescheiterten Mönche doch wenigstens auf die Zeitumstände gründlich Rücksicht genommen; denn es wäre doch sonderbar, daß die Herren Freibauern von dazumal mittelst eines einzigen Federstriches sich hätten die Hörigkeit betrügerischer Weise aufzwingen lassen. Herr Palach muß doch aus der böhmischen Geschichte wissen, daß gewisse noch so fein gesponnene Fälschungen aus dem XV. und XIX. Jahrhunderte alsbald entlarvt wurden, obwohl sie nicht so sehr in das wirkliche Leben eingriffen. Ein Haar in der Suppe bildet in dieser Angelegenheit noch die Sklavenfrage. Palach ist schnell damit fertig und meint: „Wenn die Kriegsgefangenen Böhmens in Deutschland, wie bekannt, zu Sklaven gemacht wurden, so hätten die Böhmen müssen mehr als Menschen sein, wenn sie keine Repressalien geübt, und nicht auch bei sich ähnlichen Zuständen theilweise und zeitweilig Eingang gestattet hätten.“ Es ist nur schade, daß wir abgesehen von dem bedeutenden Kinderhandel, welchen namentlich die Israeliten im X. Jahrh. in Böhmen trieben, auch noch andere Fälle der Sklaverei kennen, als solche, welche durch Kriegsgefangenschaft herbeigeführt wurden. Schwere Verbrecher, gewisse Fälle des Ehebruches, ja sogar hartnäckige Geldschuldner wurden mit der Sklaverei und zwar noch vor der deutschen Colonisation bestraft. Die Beweise hiesfür möge man bei dem slawischen Rechtshistoriker Dr. Hermenegild Zireček (das Recht in Böhmen und Mähren. Prag 1862. 2. Abtheilung. Seite 39 und 40) nachlesen. Genannter Gelehrter, dem wohl Niemand Parteilichkeit für die Deutschen vorwerfen wird, hat überhaupt die verschiedenen Grade der Abhängigkeitsverhältnisse in Böhmen vom Anfange des XI. bis zum Schlusse des XII. ganz schön zusammengestellt. Wir wollen, um zu einem Ende zu kommen, die uns gerade vorliegende Stelle (II. 2. Abtheilung. Seite 34) noch hersetzen: „Vom Zustande der vollen persönlichen Freiheit, bis zu jenen der Sklaverei oder Leibeigenschaft gab es mehrere Stufen von Unterthänigkeit; durch Verträge konnten nämlich und wurden auch verschiedene Verhältnisse zwischen den Eigenthümern von Grund und Boden und freien Leuten begründet, die sich als Bebauer des Bodens dem Eigenthümer unter verschiedenen Formen verpflichteten. Es war dieß ein Unterthanenverhältniß, welches *ratione fundi* bestand, gleichwohl aber die persönliche Freiheit mehr oder weniger einschränkte. Dergleichen Verpflichtete waren: *α) hospites* oder Pächter, *β) proanimati* oder *animatores*, *dušnici*, *γ) appetiati* oder *pretio introducti* und *δ) die servi ministeriales* oder schlechtweg *ministeriales*, *sluhy*.“

Der slawische Rechtshistoriker kennt somit eine bunte Auswahl von Unterthänigkeitsfällen (der Bevölkerung Böhmens, während B. die Freiheit als Regel annimmt. Aber Herr Zireček bringt eine Beweise und Pal. bloße Phrasen. Deswegen ergibt sich denn auch jene Stelle als ganz irrtümlich, die uns Pal. über das Städtewesen liefert und auf die wir oben zurückzukommen versprochen. (In Deutschland, wo bei dem gemeinen Volke die Knechtschaft die Regel, Freiheit die Ausnahme war, wurde die Bildung einer freien Volksklasse in Städten eine unerläßlichere Bedingung des Fortschrittes, als in slawischen Ländern, wo Freiheit der Landbevölkerung die Regel war. S. 88.) Gar sehr that für Böhmen das Städtewesen Noth, auch in freier Beziehung. Die alten Tschechen wußten dies besser zu würdigen, als der Landeshistoriograph, und sie ließen es sich viel Mühe kosten, in diese Städte recht bald aufgenommen zu werden. Will man Einzelheiten hierüber, so studire man die Geschichte der Stadt Prag von Tomeš.

Es ist bezeichnend für die Polemik Palachy's gegen die „Mittheilungen“, daß er nicht einen einzigen concreten Fall herausgehoben hat, um ihn wissenschaftlich zu widerlegen. Die kühnen allgemeinen Behauptungen, die keinen anderen Stützpunkt haben, als in einem faden-scheinigen, geistlosen Systeme mit einem ganz verkehrten Obersatze, erschüttern nicht ein Wort von den Ausführungen unserer Zeitschrift. Palachy befolgte diese Methode seit jeher. Ueber das, was ihm nicht in den Kram paßt, spricht er nur kurzweg ab, dem alten Chronisten gegen-über ebenso schnell, als gegen den Zeitgenossen, der mit Gründen wider ihn auftritt. Cosmas in der Tributfrage oder über altslawische Verhältnisse taugt nichts, die fränkischen Chronisten sind durchwegs Lobhübler der Deutschen, der deutsche Geschichtschreiber Dümmler wird ignorirt oder höchstens eine plumpe Anspielung auf seinen Namen gemacht, Höfler's „Lucebrationen“ werden für ihn je länger, je abstoßender und nur mit steigendem Widerwillen gelesen“ (72) und wir endlich werden „Geschichtler“ genannt aus der „menzelnden Schule“, „voll nationalen Eigendünkels“ (82, 83) u. s. w. Angesichts eines solchen Tones, welchen zwar die katholische Literaturzeitung vom 16. März d. J. (S. 85) durchweht findet „vom Geiste der Ruhe und Mäßigung und des schriftstellerischen Anstandes“, wird man uns verzeihen, wenn wir uns in unserer Polemik nicht ganz so mäßig und ruhig verhalten haben, als wir es sonst gewohnt sind. Der Landeshistoriograph, der auf Alles, was von Deutschen kommt, mit souveräner Verachtung und mit Hohn herabblickt, der seit 1834 Alles in den Archiven, was deutsch ist, nach eigenem Geständniß überschlägt, *) der auf vorgeworfene absichtliche Entstellungen der Geschichte (Mittheil. VI. S. 19. Num. 1 u. a. D.) gar keine Antwort findet, der muß bei allen Freunden der Wahrheit, selbst wenn sie keine Deutschböhmen sind, sittliche Entrüstung erregen. „Brutalität des Hohnes“ hat H. P. von uns nicht zu erwarten, wohl aber eine fortgesetzte Thätigkeit im Sichten und Klären der böhmischen Geschichte!

L. Sch.

II.

Palachy's Angriff auf die „Mittheilungen.“

Unter dem Titel „Die Geschichte des Hussitenthums und Prof. Constantin Höfler, kritische Studien von Dr. Franz Palachy“ erschien vor Kurzem ein kleines Werkchen aus der Feder des b. Landeshistoriographen, in welchem unter Anderem auch Forschungsergebnisse über einzelne Partien der böhmischen Geschichte, wie sie in diesen Hefen niedergelegt wurden, angefochten wurden und welches somit in soweit eine genauere Würdigung an diesem Orte erheischt. Mehr fordert uns hiezu noch die Sache als der hie und da etwas gereizte Ton der Darstellung auf, der mit der sonst wenigstens ruhig ab-sprechenden Würde des Autors einigermaßen contrastirt. Es ist auch kein Wunder! Scheint sich doch Alles förmlich verschworen zu haben, um unserem Landeshistoriographen in seinen alten Tagen noch recht viel Aerger zu bereiten: weder an seine Auctorität noch sein Privilegium will die Welt mehr glauben. Da schreibt so ein cizozemec, Hr. Höfler, über böhmische Geschichte, da beunruhigen ihn im Wachen und im Träumen die „jüdisch-deutschen Journalisten“, es ärgern ihn mit dem „Hohne der Brutalität“ „Höfler's Mitarbeiter“, die „Subjecte der neu deutschen historischen Schule“, alias der neuen Schule der deutschen Geschichtler“, die „gewissenlose Faction“ mit ihren „mörderischen Anschlägen“ und was sonst die Hölle noch zu dem genannten Zwecke zu entsenden hat. Nicht nur die Gegenwart, auch Vergangeneit und Zukunft wird ihm ver-

*) Hoffmann von Fallersleben: Mein Leben II. Bd. Hannover 1868, S. 238: „Palachy dagegen war ein Erzfische, vom Wirbel bis in die kleine Zehe, literarisch, politisch, gefellig, kurzum immer und überall. Ich sagte ihm, obwohl ich nichts Slawisches verstände, so würde ich doch überall auf dasselbe Rücksicht nehmen, wo ich etwas in Handschriften fände, ich bäte ihn, doch für mich in Bezug auf das Deutsche dasselbe zu thun. Da antwortete er: „Wenn ich etwas Deutsches finde, so — überschlage ich es.“

leidet. Vor Kurzem noch stand sein Volk so nahe dem Ziele seiner Hoffnungen — nun ist ihm wieder nichts geblieben als der leidige Trost, „gleich den Holländern, den Schweden und anderen wenigstens Einmal eine welt historische Rolle gespielt zu haben.“ Selbst der „autochthone“ Abel, vor Kurzem noch so hoch im Lied gepriesen, ist nicht mehr der Väter werth, denn siehe, Höfler schreibt von seinem Standpunkte aus eine Geschichte jenes „Trostes der Nation“ — und was thut der Abel? — Nichts! Und doch, sagt H. P., „gäbe es noch einen Repräsentanten des alten böhmischen Adels unter uns, er würde keinen Augenblick zögern, Herrn Höfler zur Verantwortung zu ziehen, nicht nur vor der oft irre geführten öffentlichen Meinung, sondern auch noch vor anderem Gerichte!“ (S. 138.) Denn „es ist ihm (dem tschechischen Volke) zu seinem Troste und zu seiner geistigen Erhebung nichts mehr übrig geblieben, als seine Geschichte; und eine überlegene Macht (nicht des Geistes) sucht auch diese ihm zu verkümmern.“ . . . „So bemüht sich seit Jahren eine noch kleine, aber überaus rührige und stets wachsende Partei, unter dem Mantel des deutschen Patriotismus, uns zunächst in Journalen und Pamphleten, als einen Pfahl im deutschen Fleische darzustellen; Himmel und Hölle in Bewegung setzend, möchte sie uns als ein dem unerbittlichen Moloch der deutschen Macht und Herrschaft verfallenes Opfer, allenfalls mit Gewalt, je eher, je lieber aus dem Wege räumen.“ (163.) Mit solchen Klagen und salbungsvoller panslawistischer Drohung wendet sich H. P. neuerdings nicht an Rußland, sondern an die „besonnenen und rechtlichen Männer im Schooße des großen Volkes der Deutschen.“ „Die aufgeklärten Männer Deutschlands werden sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß nach Gottes Rathschlüssen die Dekonomie des Weltalls Uniformität weder will noch verträgt; daß jedes Gewicht sein Gegengewicht hervorruft, und die Nemesis wohl zögern, aber nicht ausbleiben kann; und da sie wissen, daß zu einem Ausrottungskriege (!) unsererseits weder Angriff noch Provocation zu besorgen ist, so werden sie den vermeintlich leicht durchführbaren Frevel auch ihrerseits hintanzuhalten wissen, damit nicht in Folge eines mächtigen, in jüngster Zeit aus jahrhundertelangem Schlummer erwachten Geistes eine allgemeine Conflagration, ein neuer dreißigjähriger Krieg herbeigeführt werde, dessen Opfer, neben uns, auch unsre Gegner werden müßten.“ — Was in aller Welt ist denn geschehen? wird man bei so grauenvoller Beschwörung erschrocken fragen. — Nur ruhig! Es gilt nur „der Reinigung der böhmischen Geschichte“ von einigen Flecken, „womit alte Leidenschaft sie verunziert hat und neuer Haß sie noch zu verunstalten droht!“ Da hat ein deutscher Professor drei dicke Bände böhmischer Geschichtsquellen mit einigen Duzend unterlaufener Druck- und Lesefehler herausgegeben und im Anhange seine Auffassung des Husitenthums der Welt verrathen, während ihrerseits einige „Subjecte“ ohne Erlaubniß des Landeshistoriographen sich unterstanden, in den vorliegenden Blättern zu wiederholten Malen zu betonen und quellenmäßig nachzuweisen, wie sich in den religiösen Kampf des Husitenthums, dem wie jeder geistigen Bewegung das historische Interesse Niemand abgesprochen, auch nationale und rein materielle Motive mischten, die jenem sowohl wie dem Lande unlängbar nicht zum Gedeihen gereichten — und daher die Drohung mit Rußland, Panslavismus, Völkerring an ganz Deutschland, wenn es „den mörderischen Anschlügen (!) dieser gewissenlosen Faction noch bei Zeiten steuern zu können“ nicht im Stande sein sollte.

Wenn es uns noch möglich ist, hiebei ernst zu bleiben, so müssen wir zunächst in allem Ernste erklären, daß es uns nicht sowohl als Unkenntniß des sonst wohl unterrichteten Herrn Landeshistoriographen, als vielmehr als seine, aber nicht ganz ehrliche Berechnung vorkommt, wenn derselbe bald Herrn Prof. Höfler, bald wieder die „Wiener Juden“, dann W. Menzel und dann die Mitarbeiter dieses Blattes in einen Topf wirft, um all' das, wodurch sich der etwas mürrische alte Herr von jedem einzelnen für gekittelt hält, der Gesamtheit polternd an den Kopf zu werfen. Wenn er den Mitarbeitern dieser Blätter „Scheinseliberalismus“ vorwirft, so läßt sich ihm gegenüber nicht viel sagen, weil noch Niemand weiß, was jene Partei für Liberalismus hält, wenn er ihnen aber Beziehungen zu Menzel vorwirft, sie in allgemein verständlicher Weise des „Menzelins“ beschuldigt, so wird Jedermann, der diese Blätter gelesen hat, die grobe Lüge darin erkennen, mit deren Waffe zu kämpfen sich H. P. für seine Person wenigstens schämen sollte. Viel weniger wundert uns, daß H. P. auch mit „Juden“ herum-

wirft, wir sind solcher Trivialität häufig genug in den Humorist. listy begegnet und haben es noch nie der Mühe für werth gefunden, uns etwa durch ordnungsmäßig gestempelte Taufscheine zu legitimiren.

Auch die Darstellung unseres Verhältnisses zu Hrn. Prof. Höfler bedarf der Berichtigung. Herr Prof. Höfler ist insofern Mitarbeiter dieser Blätter, als H. P. seine Namensfertigung unter irgend einem Artikel derselben finden und insofern hochderselbe selbst es jeden Augenblick werden kann, wenn er einmal einen objectiv gehaltenen Artikel über das „Räubervolk“ der Deutschen in Böhmen einzufenden die Gewogenheit haben sollte — von einer „Schule Höflers“ zu reden hat aber erst H. P. und nicht ohne Absichtlichkeit für gut befunden, theils um die bekannte Mißliebigkeit Höfler's in gewissen Kreisen auf alle Gegner auszudehnen, theils um sich nicht durch Nennung der verschiedenen „Subjecte“ im Einzelnen befudeln zu müssen. H. P. wird sonst wohl wissen, daß wir Deutschen es nicht sind, die zu Hunderten hinter Einem laufen, noch die den Cultus der Vytečnici erfunden haben. Wir haben nie mit H. P. noch sonst Jemand über confessionelle Fragen gestritten, und wenn er sein Werkchen bloß an uns adressirt hätte, so konnte er sich das ganze Capitel über seinen confessionellen Standpunkt (IX. S. 59 ff.) ganz und gar schenken, wir hätten ihn nicht gefragt, ob er Jesuit oder „böhmischer Bruder“ sei. Eben weil wir dafür hielten, daß jene Töne, die im 15. Jahrhunderte alle Gemüther so mächtig erschütterten, schon längst über- und ausgeklungen sind, haben wir die religiöse Seite jener gewiß auch in unseren Augen hochwichtigen Zeit P. und Höfler überlassen und unsreits nur jene Bestrebungen hervorgehoben, die auch jetzt noch nicht ausgerungen sind, den Kampf der Nationen und Sprachen und die sociale Bewegung. H. P., der Landeshistoriograph nicht der Tschechen in Böhmen, sondern Böhmens, that sehr Unrecht daran, diese Elemente kaum einer Erwähnung zu würdigen — er scheute den Mißton — und nun wir das Interesse unserer um das Landeswohl hochverdienten Landsleute in Böhmen, die sich in dem durch sie ebenso gut wie die Tschechen unterstützten Werke kaum genannt finden, nach unsern geringen Mitteln zu befriedigen suchen — ruft H. P. ganz Deutschland gegen uns zu Hilfe!

Liegen die Motive hiezu auch noch außer der beleidigten Auctorität, so können wir sie nur in jenem kindischen Verliebtsein in die eigene Vorgeschichte finden, durch welche sich das tschechische Volk so auffallend auszeichnet. Dem Volke ist diese mehr gemüthsvolle als verstandesgemäße Auffassung allerdings mehr zu Gute zu halten, als dem Landeshistoriographen. Wir haben in der Urgeschichte der Tschechen niemals, wie uns H. P. andichtet, eine „Rasseninferiorität“ derselben nachzuweisen versucht, wohl aber eine Kulturinferiorität, und was thut nun H. P.? — Um auch diese, die sonst Niemand zu läugnen versucht, nicht nur zu läugnen, sondern sogar als Kultursuperiorität darzustellen, ist er es, der die Rassenverschiedenheit predigt und mit ganz neuen Theorien zu stützen versucht. — Nach seiner neuesten Entdeckung zerfallen alle Völker in zwei Gruppen, die einen nämlich leben in einer glückseligen Verwirklichung des „Naturrechtes“, die andern aber kennen nur das „positive Recht“, bei den einen war die Grundlage des Rechtes „vorwiegend und nachhaltig die Gewalt, welche zu Eigenthum berechtigte und es nach Belieben schuf; bei den andern ein freiwilliges, durch das Gefühl gemeinsamer Solidarität bedingtes Uebereinkommen“ (S. 76), mit einem Worte, die Völker zerfallen in „kriegerische, erobernde“ und „friedliche, erwerbsteifige“, fast möchten wir versucht sein, prägnanter zu sagen: in „Raubvölker“ und wiederkäuende (rapaces und ruminantes L.). Was von dieser petrefacten Theorie der Rechtsentwicklung zu halten ist, mögen Rechtsgelehrte von Fach entscheiden — wir glauben, das Urtheil wird nicht zu Gunsten P.'s ausfallen! Allerdings scheinen, meint P. weiter, in der grauesten Vorzeit beide Gruppen, rap. und rum. „Occupation und Theilung“ getrieben zu haben, aber die einen occupirten „muthmaßlich res nullius“ und das nur „ein für alle Mal.“ Es ist selbstverständlich, daß H. P. die Slaven zu jenen Nationen zählt, die zwar auch, aber nur „res nullius“ occupiren und das dann „ein für alle Mal!“ — ihnen ist ja diese Rolle an den Leib geschrieben. Interessant ist nur zu erfahren, in welche Gesellschaft H. P. seine Landsleute einführt: ihre Genossen in der Geschichte sind Griechen und — Juden: daher denn auch die Verwandtschaft mit den ersteren, daher „Fürst Auersberg und — αβρος περιγαμος“ (siehe Liebelt), daher — Hofowie und Hostomie. Das ist der „Sohn der Brutalität“,

wird H. P. sagen, wir aber meinen: Ironie des Schicksals! Dagegen werden „als Räubervölker in der Geschichte vorzüglich genannt: die alten Römer, die Deutschen, die Hunnen und Avaren, die Mongolen und Tataren, die Türken und Magyaren.“ — Für wen aber schrieb denn das H. P.? Wer auch nur den „kleinen Pütz“ gelesen hat, muß wissen, daß die Juden nicht nur Kanaan in ziemlich barbarischer Weise, sondern so viel eroberten, als die verstockten Heiden — zuließen, daß die Griechen nicht nur ihre nachmaligen Wohnsitze „ein für alle mal“, sondern auch Kleinasien Küsten eroberten, daß ihre Colonisationen nichts anderes waren als Eroberungen und wohl in den seltensten Fällen „rei nullius“, ja daß selbst die Eroberung Persiens zum größten Theil ein griechisches Werk ist. Aber mit der Eroberungssucht dieser und aller Völker ging es ganz ähnlich, wie mit der berühmten Keuschheit Salomos, die eine fing aus demselben Grunde an, aus welchem die andere aufhörte. Und bei den Slaven sollte es anders gewesen sein? Das heilige Rußland — doch da weiß H. P. gleich Bescheid: Rußland hat das von den „Mongolen und Türken“ gelernt! — Daher darf man sich denn auch nicht wundern, wenn die deutsche Urgeschichte eine Geschichte der Unmenschlichkeit ist gegenüber der lieblichen Anmuth der slavischen Uridylle. Wehe dem, der in das Bild dieses nationalen Kiliengärtleins etwa eine stachelige Distel hineinmalen wollte, und wäre sie auch noch so naturgetreu — ja desto schlimmer — gegen ihn wird ganz Deutschland zu Hilfe gerufen! Mit welcher hämißcher Genugthuung citirt dagegen H. P. die Worte unseres Geschichtschreibers S. Wirth: „Wie wurde die Urgeschichte der Deutschen bisher behandelt? Wenig anders als reine dichterische Idylle! Die älteste Verfassung der Deutschen war der Ausdruck wahrer Barbarei“ zc. — und sieht denn H. P. nicht, daß sich die Spitze dieses Citates gegen ihn kehrt? Erröthet er nicht, wenn er deutsche Selbstkritik so gegenüberstellt seiner verliebten Schwärmerei? Ueber die slavische Urgeschichte besitzen wir kaum einige lose Bemerkungen griechischer Autoren, während uns die deutsche durch das Prachtwerk des Tacitus erschlossen wird — und was machten die Deutschen mit ihrem Lobredner Tacitus? — Sie ziehen ihn der Uebertreibung — im Guten, der Hellscherei gegenüber seinem römischen Pessimismus und machten dadurch ihre Voreltern um so viel schlechter als — natürlicher. Wir geizen nicht so sehr darnach, daß man unsere Voreltern lobe, als wir vielmehr wünschen, daß man von ihren Nachkommen nicht sagen könne, es seien die Jahrhunderte spurlos an ihnen vorüber gegangen, und so freut es uns, wenn H. P. findet, daß die Deutschen in manchen Stücken denn doch bereits besser geworden sind. Wie benimmt er sich aber in seiner Kritik seinen Landsleuten gegenüber? Der ältesten Schilderung der alten Slaven in Böhmen begegnen wir beim Chronisten Cosmas. Dieser ist ein eingeborener Slave, wohl kein Freund der Deutschen, von denen er die gute Meinung hegt, daß „sie einen angeborenen Hochmuth besäßen und mit aufgeblasenem Uebermuth die Slaven und ihre Sprache verachten“, und schildert uns allerdings in poetischer Ausschmückung die Urslaven in einem Zustande, den H. P. selbst am besten mit „Bestialität“ bezeichnet hat, und wenn er nachmals von seinen Landsleuten (bei Pelzel S. 57) am Ende des 10. Jahrhunderts spricht, dem er selbst schon nicht mehr zu fern stand (er ist geboren 1045), so wiederholt er ohne alle Poesie ganz ähnliche Klagen („incesta copula et illicita discidia inconstantis coniugii“ heißt es beispielsweise hier und „more pecudum singulos ad noctes novos probant hymeneos, et surgente aurora trium gratiarum copulam, et ferrea amoris rumpunt vincula . . .“ dort). Liegt es da nicht ziemlich deutlich auf der Hand, wie jene Schilderung des Urzustandes entstanden? Hat da nicht Cosmas die Sitten seiner Zeit in ein poetisches Gewand gekleidet, um das Bild des Urzustandes zu gewinnen? Wir tragen kein Bedenken, den Slaven Cosmas als über seine Landsleute wohlunterrichtet zu betrachten, nichts weniger als aus „Brutalität“, sondern weil wir die Ungebundenheit der Sitten in jener Zeit weit begreiflicher finden, als den Zustand der paradiesischen Reinheit und weil wir selbst Tacitus nichts weniger als aufs Wort glauben, wo er von der Enthaltfamkeit der Deutschen zu viel Wesens macht. — Ganz anders H. P. Seine überfeine Kritik weiß auch hier Rath zu schaffen. Wenn Cosmas von dem „angeborenen Hochmuth der Deutschen“ spricht, so ist er der unbefangenste Zeuge, denn diesen Hochmuth weist H. P. selbst bis auf den heutigen Tag nach (S. 82) — ergo existirte er auch im 11. Jahrh. schon: wenn er aber von der „Bestialität“ seiner Landsleute spricht — so ist das auf einmal eine verkehrte deutsche Auffassung! Cosmas studirte allerdings bis zu seinem 16. Lebensjahre, nachdem er die erste Jugend in Böhmen zugebracht, in

Lüttich, lebte aber von da ab beständig in Böhmen, wo er im Mannesalter seine Chronik schrieb — und dennoch, findet H. P., „ist nicht zu verkennen, daß er trotz seiner patriotischen Gesinnung mit wesentlich deutschen Ansichten von Lüttich in sein Vaterland zurückgekehrt war, das bezeugt unter andern seine Vorstellung über die „Bestialität“ der slavischen Urbewohner Böhmens.“ Er also, der überzeugt war von der nationalen Selbstüberhebung der Deutschen, ließ sich dennoch von diesen sein Urtheil über seine eigenen Landsleute vorschreiben — so windet sich der Landeshistoriograph, um sein Lilienbüschlein zu hüten. Ist das die berühmte Kritik P.'s? Und wenn wir gegen solche keineswegs absichtslose Willkür ein Wort erheben, so wird ganz Deutschland gegen den „Hohn der Brutalität“ zu Hilfe gerufen! Wir möchten Deutschland nur auf eins aufmerksam machen: Man muß unter einem Volke gelebt haben, muß Land und Leute kennen, um gewisse Geschichtsquellen und Geschichtswerke richtig würdigen zu können!

Ein anderer Schmuck der slavischen Ureinwohner ist nach H. P. die vollkommene Gleichheit vor dem Gesetze und die allgemeine Freiheit. Zwar weiß man über das altslavische Recht überhaupt nichts rechtes, zwar sind „die Grundsätze desselben bisher noch weniger wissenschaftlich sicher gestellt“, aber es ist ganz außer Zweifel, daß unter den Slaven „das sogenannte Recht des Stärkeren“ keineswegs herrschte. Beweisen läßt sich das allerdings schwer, denn was etwa griechische Autoren von diesem oder jenem Stamme anmerkten, genügt nicht zur Feststellung des Rechtssystems der großen Slavenmasse, — aber in Rußland sei man davon um so mehr überzeugt, dort ist das ein „vollkommen berechtigter Standpunkt, ein Gemeinplatz geworden.“ (S. 87.) Daher kommt die consequente Läugnung des Vorhandenseins der Leibeigenschaft in Böhmen, die erst die Deutschen eingeschleppt hätten, und der gerechte Zorn, der Herrn P. jedesmal erfüllt, so oft wir „Subjecte“ uns erlauben, auf eine Urkunde hinzudeuten, die das Gegentheil beweist. Daß es eine Zeit gab, in welcher die Slaven, wie dieß wohl bei jedem Volke in der ersten Entwicklung der Fall war, die Leibeigenschaft nicht kannten, haben wir nie geläugnet, nur haben wir in gewiß anerkenntenswerther Bescheidenheit gestanden, daß wir von jenen Zeiten nichts wissen und gegen das, was H. P. durch Intuition erkannt, ist es uns nie eingefallen zu streiten. So viel haben wir aber in diesen Blättern behauptet und behaupten es noch, daß sich bei den Slaven in Böhmen die Unterthänigkeit seit jener Zeit findet, da überhaupt eine durch Urkunden nachweisbare Geschichte Böhmens beginnt, und nicht erst, wie H. P. behauptet, seit dem Jahre 1487. Und was haben wir da anderes behauptet, als was auch ein Gelehrter, den H. P. gewiß nicht unter die mordanschlägige Faction zählen wird, W. W. Tomek auf S. 58 seiner „Geschichte Prags“ sagt: „So viel aber erhellt aus den vorhandenen Geschichtsquellen deutlich genug, daß schon im 11. und wahrscheinlich bereits im 10. Jahrh. der Stand der Dinge ganz anders geartet war (als im Zeitalter der Libuscha). Wir finden nämlich, daß in diesen Zeiten die Anzahl der Familien, welche ganz freies Eigenthum hatten, im Verhältnisse zu dem ganzen Volke die geringere war, die Mehrzahl des gemeinen Volkes lebte nun schon in den mannigfaltigen Verhältnissen der Unterthänigkeit.“ Wir wollen die Beweise für die Thatsache der Unterthänigkeit, durch deren Beibringung in diesen Blättern wir uns den Unwillen des H. P. in so hohem Maße zugezogen, nicht wiederholen, müssen aber constatiren, daß es H. P. nichts weniger als gelungen ist, die Triftigkeit derselben zu widerlegen. 1. sagt er, seien die wenigsten Urkunden aus jener Periode echt, sondern die meisten erst zwischen 1253 und 1278 gefertigt, 2. seien sie von deutschen Mönchen nach deutschen Formularen geschrieben und 3. hätten wir „auf einzelne meist anomale und irrig aufgefaßte Fälle Jagd gemacht“, „das Einzelne beliebig generalisirt“ etc. Ad 1. bemerken wir einfach, daß wir uns bei der Unterscheidung der echten Urkunden von den unechten auf eine Auctorität verließen, von der es wunderbar wäre, wenn sie H. P. jetzt in Zweifel ziehen wollte, nämlich auf Herrn Palachy. Gesezt aber (nicht zugegeben), selbst diese Privilegien wären erst von c. 1253, so würde daraus dennoch folgen, daß die in ihnen erwähnte Art der Unterthänigkeit wenigstens c. 1253 schon landesüblich war und dann hätten wir dem H. P. doch vor der Hand zwei Jahrhunderte abgehandelt und wenigstens nachgewiesen, daß H. P. nicht eben fixe Preise hat. Ad 2. sind wir derselben Meinung, daß die meist deutschen Mönche ihre Urkunden auch nach deutschen Formularen verfaßten, aber deßhalb wird doch außer H. P. kein Mensch glauben, daß sie am Ende auch böhmische Dörfer, Bauern, Bäuerinnen, Stubenheizer und

Glöckner mit Namen wie Čuča, Čelak, Čerawa zc. aus deutschen Formularen mit herausgeschrieben und diese dann dem Könige vorgelegt hätten, der sie mit zugedrückten Augen unterschrieb. Wenn die Unterthänigkeit in Böhmen unbekannt war, so würde sich ein halbwegs nicht ganz blöder Fürst einen Mönch wohl seltsam angesehen haben, der sich bloß, weil er einen alten „Schimmel“ benötigte, einige freie Slavenbauern zu Leibeigenen machte. Was endlich Punkt 3. anbelangt, so entschuldigt diesen H. P. selbst auf das zuvorkommendste durch Punkt 1. — Wir hätten nur aus einzelnen Fällen auf die Allgemeinheit geschlossen, sagt er, nachdem er eben behauptet, es gäbe aus jener Zeit überhaupt nur sehr vereinzelte echte Urkunden, es böten sich also überhaupt nur sehr wenige Fälle, aus denen man schließen könne. Würde H. P. im Stande sein, uns einige hundert bezügliche Urkunden vorzulegen, so würden wir ihm die Sache einige hundertmal beweisen; so aber müssen wir uns bescheiden — wie er. Uebrigens gilt in jeder vernünftigen Kritik Eine redende Urkunde mehr, als zehn schweigende. Ist die Unterthänigkeit auch nur durch eine einzige echte Urkunde wirklich nachgewiesen, so ist auch ihre Existenz überhaupt bewiesen, wenn auch nicht das Maß ihrer Ausdehnung. Wenn sich endlich H. P. den Anschein gibt, als stände gerade ihm auch für jene Zeit ein uns unbekanntes Urkundenmaterial zu Gebote, so weiß er sehr wohl, daß er damit weder uns noch einen andern täuscht, und wäre es auch nur ein Anfänger. Die bloße Berufung auf die Auctorität gilt uns keinen Pifferring, das möge er wissen. In dieser Richtung ist die Forschung so ziemlich abgeschlossen und wenn H. P. seit der Herausgabe der Erbenischen Regesten (1855) noch drei echte Urkunden gefunden hat, so gratuliren wir ihm. Ein von H. P. häufig und nun wieder angeführter Beweis für das Nichtvorhandensein der Unfreien soll der Streit zwischen Adalbert Rankonis und Kunesch von Trebovel über das Verhältniß der Bauern sein. Dieser Streit beweist aber nichts mehr, als daß die Bauern allerdings wie Leibeigene gehalten wurden, daß aber Kunesch dieß für eine „heidnische (also jedenfalls sehr alte) Sitte“ ansah, die von der Kirche abgestellt werden müßte, obgleich „die Auctorität (dieser Sitte) nicht gering sei.“ Den Beweis für seine Ansicht liefert ihm nicht das „altslavische Recht“, sondern die Bibel und nicht ohne einige Spitzfindigkeit der römische Satz: „servi aut nascuntur aut fiunt; nascuntur ex ancillis“ etc. Da es aber keine ancillae (Sklavinnen im römischen Sinne) mehr gebe (obgleich es ihrer vor Zeiten gegeben habe), so könnten auch keine Sklaven mehr geboren werden, somit es die Bauern auf diese Art überhaupt nicht sein. Wohl aber läßt er noch die zweite Art zu: „Servii fiunt.“ Strafweise könne auch der Leib des Bauers an den Erbherrn verfallen, „da nun einmal auf dieser Welt die Söhne für die Eltern leiden müßten.“ Nach seiner Meinung seien also die Bauern gleich zu achten den Enpfitenten; doch besitze der Herr unstrittig die Jurisdiction über sie. Das alles liefert wohl einen Beweis für die edle Auffassung des Kunesch, aber nicht für die Thatsache, daß das jene war, die die Prax beherrschte, worum es sich hier allein handelt. Gleich sein Gegner Rankonis faste dieselbe Sache verkehrt, und die Praxis neigte sich selbst nach des ersteren Geständniß diesem zu.

Alles das ist nur absichtsvolle Vorbereitung. Hiedurch glaubt H. P. den Grund gelegt zu haben zur — Verurtheilung des Bürgerthums. Daß dieses in Böhmen eine deutsche Einrichtung sei, kann er heute nicht mehr läugnen; daß es aber daselbst keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeuete, steht ihm fest. „In Deutschland, wo bei dem gemeinen Volke Knechtschaft die Regel, Freiheit die Ausnahme war, wurde die Bildung einer freien Volksklasse in Städten eine unerläßliche Bedingung des Fortschrittes“ — in slavischen Ländern sei das bei der allgemeinen Freiheit nicht nöthig gewesen, da habe es nur dazu gedient, den Kastengeist hervorzurufen — kurz, es bezeichne einen Rückschritt in der slavischen Kultur. Für den Fall ist allerdings die böhmisch-slavische Kultur seit 7 Jahrhunderten in einem bedauerlichen Rückschritte begriffen. Wir glauben allerdings, daß auch bei einer freien Landbevölkerung die Vereinigung in Städten zum Betriebe von Handel, Gewerbe und Kunst einen Fortschritt zu bedeuten hätte, geschweige denn unter einem thatsächlich dem größten Theile nach unfreien Volke, das nach den neu eingeführten Rechtsatzungen seine Freiheit im Bürgerstande zu erlangen Gelegenheit hatte. Dem sei aber wie immer, das Bürgerthum ist einmal eine deutsche Institution und muß deshalb zum allerwenigsten mit Gleichgiltigkeit behandelt werden; wer das nicht thut, gegen den wird ganz Deutschland zu Hilfe gerufen.

Das entwickeltere deutsche Rechtswesen aber, das seit der Einführung des Bürgerthums durch ganz Böhmen seinen Siegeszug hielt, ist nun gar ein Gräuel in den Augen H. P.'s. Es substituirt nach ihm „dem ungeschriebenen Naturrechte geschriebene Satzungen eines positiven Rechtes, des Rechtes des Stärkeren.“ Und so wirkt es uns H. P. als „vorgefaßte Meinung“ vor, daß wir dafür halten, „daß der allmälige Uebergang von den altslavischen naturrechtlichen zu den römisch-deutschen positiven Rechtszuständen in Böhmen einen Fortschritt bedeute.“

Von diesem so mühsam gewonnenen Standpunkte aus ist die nationale und sociale Bewegung des Husitenthums, die H. P. doch nicht ganz verdecken kann, so sehr er sie auch in den Hintergrund schiebt, natürlicher Weise nur eine ganz berechtigte Reaction. Ueber diese Frage glauben wir nichts dem hinzusetzen zu müssen, was in diesen Blättern bereits umständlich erörtert wurde. Wie vor dem so bleibt es auch jetzt noch vom Standpunkte H. P.'s aus sehr räthselhaft, wie sich nach dem vollständigsten Siege dieser Reaction die Ständebeziehungen gar nicht und die Besitzverhältnisse im Zusammenhange mit den Nationalitätsverhältnissen sehr bedeutend änderten, wenn ja doch „der Kampf insbesondere dem deutschen Principe des Unterschiedes der Stände und der Ungleichheit vor dem Gesetze galt.“ Dieses Räthsel hat H. P. nicht gelöst. — Daß schon in Hus selbst das nationale Element zu dem religiösen sich gesellt hätte, läugnet H. P., „in seiner Seele war hiezu nicht Raum“; wir müssen das glauben — aber ein Räthsel bleibt es uns, warum sich die Deutschen, die noch kurz vorher dem reformatorischen Eifer eines Waldhauser und anderer entgegenjubelten, von Hussens Bestrebungen von Anfang an zurückzogen. Auch das hat H. P. nicht gelöst. Die Hussiten haben die Deutschen auch nicht als solche, sondern nur als Nichthussiten gehaßt und verjagt, belehrt er uns weiter. Es ist nur seltsam, daß gerade im ganzen Lande die Deutschen fast durchgängig die Nichthussiten waren, und auch die wenigen Deutschen, die hussitisch geworden waren, deshalb keine Schonung fanden. Sagt nicht der gleichzeitige böhmische Chronist Brezowa (I. 370), „es seien damals sehr viele, besonders Deutsche, aus der Stadt gejagt worden, die längst zur Wahrheit belehrt waren und unter beiderlei Gestalten communicirten oder zu communiciren versprochen, bloß weil einzelne unter ihnen volle Vorrathskammern besaßen.“ Was hat aber der Katholicismus mit den Vorrathskammern der Deutschen zu thun? Diese Frage ist freilich eine viel zu subtile, als daß sie sich mit den gewöhnlichen Apparaten der Forschung, mit Brief und Siegel sicherstellen ließe. Wenn der böhmische Annalist versichert, die Deutschen hätten ihr Unglück provocirt, „sie seien übermüthig gewesen und hätten die böhmische Sprache unterdrückt“, so glaubt das H. P. natürlich aufs Wort, weil er ja heute noch die „in-natam Teutonicis superbiam“ constatiren zu können glaubt, wenn aber wir in der heutigen Stimmung des böhmischen Volkes die Erklärung jener Ereignisse finden wollten, welche Perspective würde sich da eröffnen? Welcher aufrichtige Mensch kann heute ohne Reserve das Vorhandensein der nationalen Feindschaft läugnen — und wer gesteht sie nach einer executirten Katzenmusik? Galt diese je den Deutschen? Gott bewahre! Heute dem Centralismus, morgen dem Dualismus u. s. w. Und doch stehen wir den Ereignissen ein halbes Jahrtausend näher, das H. P. in dieser Hinsicht zu Gute kommt. Thatsache ist nur das: die Čechen kämpfen für das Wort Gottes, sie glaubten „durch die Beimischung weltlicher Zwecke die Heiligkeit ihrer Sache zu entweihen“ — und im zweiten Jahre des Kampfes sitzen sie in den warmen Nestern der deutschen Bürger und Böhmen ist für viele Jahrhunderte total čechisirt. Das Räthsel hat H. P. auch nicht gelöst. Daß übrigens an dem ganzen Hussitenkriege die Deutschen schuld sind, daß sie ihn provocirt haben, ist H. P. ganz natürlich: sie waren ja das Object der Reaction und wären sie nicht dagewesen — hätten sie nicht können vertrieben werden. Freilich, sind nicht die Deutschen auch an jeder Katzenmusik schuld? Auf das Gebiet der Mohnenwäsche, die H. P. unter dem Titel „Gräuel des Hussitenkrieges“ unternimmt, langweilt es uns überhaupt zu folgen. Es hat noch Niemand geläugnet noch unbegreiflich gefunden, daß die Deutschen auch ihre Geduld verloren und mitunter blutige Repressalien nahmen, aber H. P. ist der erste, der gefunden hat, daß sich die Hussiten stets „humaner“ benahmen. Es wird wohl Niemand das Blut der Parteien aufs Loth zu wägen im Stande sein — man muß aber verliebt sein ins Hussitenthum, wenn man auch in ihm eine Verherrlichung des „Naturrechtes“ gegenüber „dem Rechte des Stärkeren“ finden kann. Auch den Raub der bürgerlichen Güter findet H. P. ganz natürlich — wir aller-

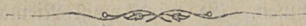
dings auch, aber nicht vom Standpunkte des „Naturrechtes.“ Warum hatten diese Bürger die Stadt in ihrer Noth verlassen! Er übersieht dabei nur, daß sie waren — fortgejagt worden. (Annal. S. 26 f.) Schließlich pflichtet H. P. mit rommer Miene dem Taboritenbischofe bei, der viel Unheil sehr wohl zugibt, aber das Unheil sei nur von bösen Leuten gekommen, die sich den Guten mit „anderweitigen Absichten“ beigemischt hätten. — Sagten wir's nicht? — Doch über solche Dinge zu streiten ist ebenso unfruchtbar, wie über das, was hätte geschehen können, wie über die Blüthe Kiens, die dieses hätte erreichen „können“, über die verborgenen „edelsten Keime der Bildung in Swatopluks großmährischem Reiche, die die segensreichste Entwicklung“ hätten erreichen „können“, so wie über Geschmackssachen, über den Geschmack an der Verfassung und den idealen Zuständen Serbiens u. s. w., u. s. w.

Aus Allem wird man unschwer erkennen, daß es sich hier nicht um einzelne Irrungen handelt, wie sie bei jedem Werke eines Sterblichen unterlaufen können, vielmehr ist klar, daß all' dem Schrauben und Biegen der Quellen und Thatsachen ein klar bewußter Gedanke und nur Einer zu Grunde liegt. Uns darüber zu belehren, ist H. P. durch seine neueste Streitschrift aufs Beste gelungen. Für manches Geständniß sagen wir ihm unsern Dank, ebenso wie für die mühevollte Correctur der Höfler'schen Quellenangabe, denn so undankbar, wie er uns Deutsche S. 84 schildert, sind wir denn doch nicht. Eben deßhalb aber wird er uns auch nicht verargen, daß wir in der Höfler'schen Quellenangabe immer noch ein sehr dankenswerthes Unternehmen erkennen würden, selbst wenn sie kein anderes Verdienst hätte, als das Monopolssystem, an dem bis jetzt jedes gründlichere Studium jener Zeit scheitern mußte, gebrochen zu haben. — H. P. ist nun doch nicht mehr der einzig „Wissende.“ Er sagt, er hätte diese Quellen besser herausgegeben; mag sein; wir wissen nur, daß er sie nicht herausgegeben hat. Wir aber werden fortfahren, das Wort zu erheben gegen die Willkür seiner Kritik, nicht aus eitler Vorliebe für den äußern Schimmer einer nicht stichhaltigen Geschichtsdarstellung, sondern aus Vorliebe für die Wahrheit und Wissenschaft, wir werden grad richten, was H. P. in der Geschichte unseres Heimatlandes schief gestellt hat und nach allen Kräften ausfüllen, wo er auszufüllen übriggelassen hat, mag er darin „Brutalität“ oder „Mordanschläge“ sehen.

S. L.



Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.



Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Jaase Söhne. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag.

Am 25. Mai 1868.

G e s c h i c h t e.

Sněmy české dle obnoveného zřízení zemského Ferdinanda II. Sepsal

Wáclaw Wladiwoj Tomek. W Praze 1868.

Dr. F. Skrejšowský.

(Die böhmischen Landtage nach der verneuten Landesordnung Ferdinands II. von W. W. Tomek, Prag 1868, Dr. F. Skrejšowský.)

Obgleich vorstehendes Werk einer Tendenz der Zeit seine Entstehung verdankt, wie der Verf. selbst in der Vorrede erklärt, so ist es doch mit so objectiver Ruhe abgefaßt, daß seine klare Darstellung in der Frage „des historischen Rechtes in Böhmen“ vieles zur Orientirung beitragen könnte, wenn es für uns und unsere Zeit eine solche „Frage“ von praktischer Bedeutung überhaupt noch gäbe. Wir sehen daher in dem Buche keine politische Tendenzschrift, sondern ein Werk rechtshistorischen Inhalts. Der Verf. hat sich bemüht, den Wirkungskreis der Ständelandtage in Böhmen vom Jahre 1627—1740 nicht bloß nach dem Inhalte des Statuts, sondern auch nach den gedruckten Landtagsacten jenes Zeitabschnittes übersichtlich zu schildern. Nachdem er im 1. Abschnitte die Grundlagen der ständischen Verhältnisse jener Zeit dargestellt und die Unterschiede zwischen der alten und neuen Landesordnung hervorgehoben, behandelt er in dem umfangreichsten Capitel des Buches die Art der Steuerbestimmung von Fall zu Fall in der Zeit von der Regierung Ferdinands II. bis zu der Maria Theresia's. Das „Steuerbewilligungsrecht“ der böhmischen Stände erscheint ihm als das wichtigste aller Rechte derselben. Doch verspricht der Name weit mehr, als die Sache gewährt. Jene Art Steuern, die der Landtag gewährte, waren ihrer Natur nach nur außerordentliche Zuschüsse, die allerdings im Laufe der Zeit besonders durch das Unglück des dreißigjährigen Krieges, der Türken-, „spanischen Erbfolge-“ und anderer Kriege immer

gewöhnlicher wurden, bis sie endlich eine jährlich wiederkehrende Steuer in unserem Sinne bildeten. Die laufenden Regierungsbedürfnisse wurden durch althergebrachte fixe Abgaben der Bürger und Kammerunterthanen gedeckt, über deren Höhe dem Landtage keinerlei Entscheidung zustand; die „Steuer sollte nur ergänzen, was den Kammereinkünften zur Deckung der Landesbedürfnisse abgieng.“ Die Art der Bewilligung war aber eine andere, als man sich dem bloßen Wortlaute nach versprechen dürfte. Der Kaiser verlangte gewöhnlich (seit 1653 regelmäßig) für seine durch die Kammereinkünfte ungedeckten Bedürfnisse irgend eine außerordentliche Anshilfe in runder Summe. Daß das Land eine solche zu leisten hatte, war keine Frage, es handelte sich nur um die Vereinbarung über die Höhe derselben, oder eigentlich, wie wir hinzusetzen würden, über die Sicherstellung der Leistungsfähigkeit des Landes, über die der König aus vollständigem Abgang aller statistischen Hilfsmittel das Urtheil dem Landtage überlassen mußte. Diesem wurde indeß weder Rücksicht gelegt über die Verwendung der früheren Steuern, noch wurde ihm irgend welche Prüfung des neuen Steuervoranschlages betreffs der Nothwendigkeit der geforderten Höhe gestattet, sondern was der Landtag gegen dieselbe einwenden konnte, war nur die eigene Unvermögenheit zu zahlen. Eine Verweigerung schlechtweg kam daher auch nie vor, sondern höchstens ein Abhandeln von einigen Tausend Gulden mehr oder weniger von der kaiserlichen Forderung. „Die gewöhnliche Abwehr, sagt der Verf., die die Stände bei dem Abhandeln von den kaiserlichen Forderungen gebrauchten, waren Klagen über allerhand Landplagen, Missethäten, Trockenheit, Viehsenche, Hagel, Überschwemmungen“ u. ähnl. Der Landtag prüfte somit nur die Steuerfähigkeit, aber nicht das Steuerbedürfniß. Aber auch diese Art Bewilligung hielten die Könige nicht immer ein, sondern kannten vielmehr außer dem Schuldentmachen noch zwei Wege, sich Steuern zu verschaffen.

Entweder beriefen sie statt eines Landtages nur einige der grade in Prag anwesenden Standespersonen zu einer Berathung und legten ihnen die Forderung vor, oder sie schrieben sie noch einfacher durch ein Dekret ohne weitere Anfrage aus. Der nächste Landtag pflegte eine auf letzterem Wege erlassene Steuer in der Regel dem Kaiser — abzukaufen, um dem Präjudiz vorzubauen. Auch kamen Fälle vor, daß der Landtag sich nicht im Stande erklärte, die verlangte Summe leisten zu können, die Forderung aber dennoch nicht zurückgezogen wurde, bis ersterer endlich erklärte, er nehme sie zwar nicht „in Form der Bewilligung, sondern auf königl. Befehl aus purem blindem Gehorsam,“ so wie, daß er für den wirklichen Einlaß der Steuer nicht stehen könne. (S. 45) Interessant ist die Darstellung der verschiedenen Arten von Steuern, sowie die Art, wie diese in den einzelnen Fällen repartirt wurden. Auch interessante Nachrichten kulturhistorischer Art fehlen nicht, so wie über das Verhalten der Landtage gegen die erste Tabakeinführung, die Begründung des Tabakgefälls und ähnl. Zu den übrigen Rechten des Landtags zählt Verf. die Befugniß, zu Abverkäufen von k. Kammergütern, die demselben indeß regelmäßig erst nach abgeschlossenem Handel vorgelegt wurden (S. 62), seine Zustimmung zu geben, die Bestimmung der Steuerrepartition und die Execution derselben, so wie das Recht der Legislative in Sachen des Handels, der Polizei, Landwirthschaft, der öffentlichen Bauten, öffentlichen Sicherheit u. ähnl., in welcher Hinsicht den Ständen das Recht der Initiative indeß erst durch Ferdinand III. verliehen wurde. Erschweine der Wirkungskreis der Landtagsgesetzgebung somit als nicht genug ausgedehnt (Justiz und Kammerverwaltung waren ganz ausgeschlossen), so liege der Grund hiezu, meint der Verf., nicht in einem Mangel an Befugnissen, „sondern vielmehr in den Verhältnissen jener Zeit überhaupt.“ Die letzten 2 Capitel schildern in Kürze, was die böhmischen Landtage zur Wahrung ihrer Rechte in jener Zeit thaten, und den Vorgang bei ihren Verhandlungen. Stand um Stand einigte sich in Einzelstzungen über die Proposition und trat dann mit dem nächst niederen Stande in Verhandlung, was so lange wiederholt wurde, bis alle 4 Stände einig waren. Der Besuch der Landtage war ein verhältnißmäßig sehr schwacher. Bei einem der zahlreichst besuchten Landtage (1720, pragmatische Sanction) waren

von allen 4 Ständen zusammen 86 Personen zugegen; die Städte pflegten sich der Verhandlungen mit Ausnahme der Prager nachmals fast ganz zu enthalten; was wollten sie auch machen, wenn die drei ersten Stände bereits einig waren? Um das Bild zu vervollständigen, brauchte nur noch betont zu werden, was allerdings jeder weiß, daß selbst dieses angeführte Maß von Freiheiten nicht dem Volke, sondern blos dem Adel und hohen Clerus zu Gute kam. F. L.

Jobst von Einsiedl und seine Correspondenz mit der Stadt Eger. Aus dem Archive der Stadt Eger mitgetheilt von Dr. Franz Kürschner. Aus dem 39. Bande des von der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archivs für Kunde österröichischer Geschichtsquellen besonders abgedruckt. Wien, in Commission bei Karl Gerolds Sohn.

Der vorangezeigten dankenswerthen Publikation gebührt die Anerkennung, eine neue Quelle für eine der interessantesten Perioden der Geschichte Böhmens eröffnet zu haben, die nebenbei auch ein recht interessantes Streiflicht auf die Verhältnisse und die Bedeutsamkeit Egers zu jener Zeit wirft. Aus dem Umstande, daß die veröffentlichte Correspondenz dem an gewaltigen Bewegungen reichen Zeitalter Georgs von Podiebrad angehört, wird deren Bedeutsamkeit erhellen, die dadurch, daß der Mann, dessen kundiger Feder sie entsammt, durch seine Stellung in der Lage war, einen tiefern Einblick in den Gang der Ereignisse und in die Verhältnisse jener Zeit zu gewinnen, nur gehoben werden kann.

Der Correspondenz scheidt der Herausgeber einen auf diese Correspondenz selbst und anderweitige Dokumente des Egerer Stadtarchivs gegründeten Abriss der Stellung und Bedeutung des Jobst von Einsiedl voraus, aus der die Glaubwürdigkeit desselben zur Genüge erhellt. Jobst von Einsiedl stammte aus einer deutsch-bürgerlichen Familie im westlichen Böhmen, wahrscheinlich aus dem Städtchen Einsiedl. Als einen Mann von Schulbildung, der auch der böhmischen Sprache kundig war, finden wir ihn zunächst im Dienste der Herren Alsch (Alsch) und Peter von Sternberg. Im Gefolge des letzteren machte er auch 1450 den Zug Georgs v. Podiebrad gegen Herzog Friedrich von Sachsen mit. 1453 erscheint er schon als Sekretär des Gubernators Georg von Po-

diebrad, in welcher Stellung sich ihm selbstverständlich eine ausgebreitetere Wirksamkeit eröffnete. Wir finden ihn stets an der Seite Georgs, es wäre denn, daß er in irgend einer wichtigen Mission abwesend war. In dieser einflussreichen Stellung verblieb er auch nach der Krönung Georgs ununterbrochen bis zu dessen Tode und wurde im Krönungsjahre noch von Georg in den Ritterstand erhoben, ein Umstand, der sattsam beweist, wie der Geheimschreiber seinem mächtigen Gebieter zu Danke diente. Kurz darauf ist er Besitzer des Schlosses Tyrom unweit Pürglitz. Aus diesen Andeutungen wird ersichtlich, daß die Correspondenz des Mannes immerhin wichtig genug ist, das Augenmerk des Forschers auf sie zu lenken, da sie aus einer Sphäre stammt, wo man über die vielgestaltigen Parteigruppen, die Kämpfe und widerstreitenden Anschauungen der bewegten Zeit wohl unterrichtet sein mußte. Jobst v. Einsiedel, der zur Stadt Eger stets in nahen Beziehungen stand, sich selbst als Verwandten zweier angesehenener Egerer Familien zu erkennen gibt, berichtet in diesen Briefen seinen Freunden in Eger sowie dem Bürgermeister und Rathe der Stadt über die Ereignisse der Zeit. Seine Briefe 22 an der Zahl, aus der Zeit von 1450 bis 1473, sind vollständig und genau nach den Originalen selbst mit Beibehaltung der dialektischen Eigentümlichkeiten mitgetheilt, und erhalten, abgesehen von der Bedeutsamkeit des Inhaltes, schon durch die anziehende Persönlichkeit ihres Verfassers, die sie klar widerspiegeln, ihren eigenthümlichen Werth. Auch für den Sprachforscher dürften sie nicht ohne Interesse sein. Wie der Herausgeber anzeigt, finden diese Briefe in einem, im Egerer Stadtarchive verwahrten Copialbuche, das die Correspondenz der Stadt Eger von 1457—1468 enthält, eine theilweise Ergänzung. Die aus Eger an Jobst gerichteten Briefe sind nur im Auszuge mitgetheilt, da sie sich nur auf specifisch Egerische Angelegenheiten beziehen; nur wichtigere Stellen sind dem Wortlaute nach wiedergegeben. Von den Briefen Jobst sind durch ihre Reichhaltigkeit von besonderem Interesse die unter VII und IX mitgetheilten, die sich über die Erfolge des Königs und insbesondere auch über dessen Verhandlungen mit dem Kaiser vor Wien verbreiten. Ebenso der Brief unter XXXV aus dem Jahre 1466, der sich auf die religiösen Wirren der Zeit bezieht. Jobst zeigt sich in diesem Schreiben als eifriger Katholik, klagend

über den Verfall des „gemein rechten Christen Glauben.“ Aber trotz seiner unerschütterlichen religiösen Ueberzeugung diente er dem utraquistischen Könige als gewissenhafter Mann, wie er selbst sagt als „ein pidermann“ stets in unwandelbarer Treue.

Der Herausgeber hat sich durch diese Publikation jedesfalls den Dank des Forschers verdient; aber, abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung derselben, kann sie auch dem Laien, der sich für vaterländische Geschichte interessiert, aufs Beste empfohlen werden. Wenn nichts Anderes, wird ihn die hiderbe Persönlichkeit erfreuen, die ihm einfach und bestimmt aus dem Rahmen dieser Correspondenz wohlthuend entgegentritt.

Hoffentlich wird uns Herr Dr. Kürschner, der mit der Ordnung des Archives der Stadt Eger betraut ist, weitere Publikationen, zu denen es ihm an Stoff nicht fehlen kann, nicht vorenthalten. E. K.

Západní Slované v pravěku, čili rozbor kritický, že Slované v Germanii a Illyrii bydlejí od doby předhistorické. Sepsal A. V. Šembera. Ve Vidni, 1868.

Unter diesem Titel veröffentlicht soeben mit Unterstützung des mährischen Landesauschusses Professor Šembera ein „dem Andenken des Chronisten Kosmas von Prag“ gewidmetes Werk, in dem er nichts weniger nachzuweisen sucht, als daß die allgemeine Annahme: die Slaven seien nach Böhmen und in die illyrischen Länder erst in der Zeit des V. oder VI. Jahrhunderts eingewandert, der größte Irrthum in der alten Geschichte Mitteleuropas ist. Es scheint, daß die Vorbeeren, welche der Slawist Kolar durch seine Staroitalie slovánská errungen hat, den Verfasser zu Forschungen angeregt haben, deren Resultat der kritische Nachweis ist, daß die Slaven in Germanien und Illyrien seit vorhistorischer Zeit wohnen. Aus der ganzen Tendenz der Schrift geht hervor, daß der Verfasser nicht so sehr aus wissenschaftlichem Interesse als vielmehr aus nationalen Beweggründen sich in die Forschungen eingelassen und mit Vorurtheilen behaftet, ein Panegyricon der Slaven geschrieben hat. Seine Studien wurden, seiner Ueberzeugung nach, vom besten Erfolge gekrönt, so daß er pathetisch ausruft: „Künftig hin werden der českischen Jugend nicht mehr die geschmacklosen Märchen von der Einwanderung der feltischen Bojer nach Böhmen und

von deren Verdrängung durch die deutschen Markomanen, sowie von der Vertreibung dieser durch die Slaven eingepflanzt werden. Die Markomanen und Quaden dürfen nicht mehr wie bisher in der böhmischen Geschichte gezeichnet werden als Wilde und Barbaren, welche die römische Bildung zurückwiesen, sondern als tapfere Beschützer ihres Landes, die ihren Nacken nicht unter das Joch der herrschsüchtigen Römer beugen wollten. Die cechische Nation, welche in der Geschichte ihres Vaterlandes bisher mit dem Mittelalter — vom V. Jahrhunderte angefangen — vorlieb nehmen mußte, soll mit Hilfe dieser Schrift das classische Alterthum erreichen und Alles, was römische und griechische Annalisten von Sueven, Markomanen und Quaden berichten, soll nicht mehr den Germanen u. Kelten, sondern den Slaven gelten. Der Zweck dieses Buches soll sein: wiederzugeben den germanischen und illyrischen Slaven ein halb Tausend Jahre ihrer ältesten Geschichte, um welche sie die Historiker des Mittelalters gebracht haben. Das Buch soll ein Ziel setzen der bisherigen Unklarheit in der Archäologie der germanischen und illyrischen Länder, denn die Denkmäler aus der Heidenzeit, welche in diesen Ländern aufgefunden und bisher den Kelten und Germanen zugeeignet wurden, müssen als slavische anerkannt werden.“ Zu diesem Resultate gelangt der Verfasser dadurch, daß er sämtliche suevische Völker, welche die alten Historiker nach Germanien versetzen, ohne Ausnahme zu Slaven macht und führt als Beweis dafür an: die Benennungen von Völkern, Personen, Dörtern, Flüssen und Bergen seien zur Römerzeit in den suevischen Ländern slavisch, in den nicht suevischen jedoch deutsch. Die Ableitung der aus der Römerzeit stammenden Namen aus dem Slavischen geschieht sehr mühsam, ohne große Rücksicht auf Chronologie und streift oft bis in das Gebiet des Fächerlichen. Dabei unterscheidet sich seine Erklärung der slavischen Benennungen in Wesenheit nicht von den Erklärungen anderer Gelehrten, welche dieselben mit gleichem Erfolge aus der keltischen oder deutschen Sprache ableiten. Als andere Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht sollen dienen: Die Verschiedenheit der Charaktereigenschaften und der Gebräuche der suevischen und nicht suevischen Völker, die Verschiedenheit der aus der Heidenzeit stammenden archäologischen Denkmäler beider Nationen, die Reinheit der slavischen Sprache in den ehemals

suevischen Ländern, sowie der Mangel an geschichtlichen Nachrichten, wann die deutschen Sueven aus den suevischen Ländern und die Kelten aus Illyrien auswanderten und die Slaven dahin einwanderten. Die Bemühung des Verfassers, die ausnahmslose slavische Abkunft der Sueven zu beweisen, führte ihn nämlich dahin, zwei Arten Sueven zu schaffen, um in der Geschichte und Ethnographie deutsche Schwaben zu haben. Ebenso schafft er zweierlei Vandalen, slavische und germanische, auch zweierlei Burgundonen, Anglen, Gothen, ja sogar zweierlei Longobarden. Die beigegebene Karte von Germanien und Illyrien im zweiten Jahrhunderte nach Christo veranschaulicht die Erfolge seiner wissenschaftlichen historisch-topographischen Forschungen. Die Stammstzge der Slaven erstrecken sich von der südlichen Schweiz angefangen ununterbrochen bis zum baltischen Meere. Ebenso vom Rheine bis zu den russischen Flüssen Don und Wolga. Den Germanen läßt Herr Schempera bloß jenen Theil vom jetzigen Deutschland, welcher im Osten die Linie von Kiel bis Halberstadt im Süden, von Halberstadt bis Trier und zur Sane, im Westen von der Sane längs Metz, Mastrich und von hier weiter bis zum Meere reicht. Das eigentliche Reich der Germanen wäre daher gewesen: Holland und ein Theil der Niederlande, die preussischen Rheinprovinzen, ein Theil von Hessen, Braunschweig, Hannover und den Elberzogthümern. So ein merkwürdiger Erfolg muß Jedermann stutzig machen, denn auf diesem kleinen Flächenraume konnten im ersten und zweiten Jahrhunderte nach Christo höchstens 4 bis 5 Millionen Menschen wohnen und diese waren noch mit Slaven vermischt. Doch wie ist es möglich gewesen, daß ein so unbedeutendes Volk sich mitten unzähliger keltischer und slavischer Einwohner erhalten und bei den Römern für eine große Nation gelten konnte? Unser Staunen steigt noch mehr, wenn man bedenkt, daß diese ursprünglich kleine Nation zu einem fünf und fünfzig Millionen zählenden Colosse gewachsen ist, und daß fünf Millionen Deutsche zur Zeit Strabos, Cäsars, Tacitus, Ptolemäus, die slavischen Bewohner in der Schweiz, in Baden, Württemberg, Bayern, Elsaß, Thüringen, in den Elbeländern, in Tyrol, Oesterreich, Steiermark, Kärnthener u. s. w. germanisirt haben und außerdem noch genug Macht besaßen, Frankreich, England, Spanien, Afrika, die Lombarden u. s. w. zu beherrschen. Dieses

Endresultat überrascht den Herrn Verfasser unangenehm, denn es widerstrebt dem bekannten Aussprüche: „Die Zukunft gehört den Slaven;“ doch er tröstet sich und ruft elegisch: „Im Vertrauen auf die höhere Vorsehung und den Fortschritt der Menschheit wollen wir hoffen, daß solche Unbilden, welche auf die illyrischen Slaven in den ersten Jahrhunderten nach Christo die herrschsüchtigen Römer und auf die germanischen Slaven im Mittelalter die nicht minder feindlichen Deutschen gewälzt haben, sie schon nie mehr treffen werden; doch die Nachbarschaft der unerlöthlichen deutschen Nationalität ist stets gefahrdrohend; denn wir selbst sehen, wie die deutsche Sprache in unseren Tagen in den polnischen Ländern gegen Osten sich drängt, daher den Slaven alle Vorsicht und Eintracht nöthig ist, damit sie der weiteren Verbreitung des deutschen Elementes widerstehen könnten und nicht eine Spanne mehr ihres aus der Vorzeit erhaltenen Landes abtreten müßten“.

Mathematik.

Sammlung von Aufgaben aus der algebraischen Analysis. Von Johann Lieblein a. o. Professor a. Polytechnik zu Prag. Prag Satow. 1867. N. + 192. 8°.

Es ist anerkannt, daß der Unterricht in irgend einem Zweige der Mathematik nur dann von gutem Erfolge begleitet ist, wenn die vorgetragenen Lehren in ihrer Anwendung auf eine möglichst große Anzahl gut gewählter Beispiele gezeigt werden und dem Lernenden Gelegenheit geboten wird, die eigene Denkraft durch Auflösung möglichst vieler und mannigfaltiger Beispiele zu üben. Deshalb verdient jeder Versuch, die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu vermehren, Anerkennung. Daß durch die zahlreichen und umfangreichen Aufgabensammlungen, die wir über die verschiedensten Theile der Mathematik besitzen, die algebraische Analysis bisher nicht bedacht wurde, ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß erst in neuerer Zeit diesem Zweige der mathematischen Wissenschaft eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, daß derselbe als selbstständiger Lehrgegenstand an höheren Lehranstalten eingeführt wurde. Diese Lücke in der Literatur ist ausgefüllt durch die wirklich vortreffliche „Sammlung von Aufgaben aus der algebraischen Analysis“ von Professor Lieblein. Diese Sammlung zeichnet sich ebenso durch die Fülle des gebotenen

Materiales wie durch die vortreffliche Anordnung desselben aus, durch welche letztere es dem Verfasser gelungen ist, seine Aufgabensammlung ebenso dem Bedürfnisse des Anfängers wie des tieferen Studiums anzupassen. Bei Anordnung des Stoffes folgt der Verfasser in der Hauptsache dem Gange des ausgezeichneten Handbuches der algebraischen Analysis von Schlömilch, dessen einzelne Kapitel mit Auschluss von Kapitel IV (Die Mittelwerthe der Funktionen) und des Anhanges der dritten Auflage (die höhere Gleichungen) sämmtliche durch zahlreiche Beispiele vertreten sind, während die Aufnahme von vielen der gediegensten einschlägigen Arbeiten dem Buche einen erhöhten Werth verleiht und den Lehrer zugleich mit der Literatur dieses Zweiges bekannt macht. Wir können das Buch, das der Verleger seinem inneren Werthe angemessen, in solcher Weise ausgestattet hat, auf das wärmste empfehlen.

Th. L.

Pädagogik.

Deutsches Lesebuch für die erste und zweite Classe der Gymnasien und verwandter Anstalten. Mit sachlichen und sprachlichen Erklärungen. Herausgegeben von Alois Neumann und Otto Gehlen. Wien. Verlag von Ferd. Mayer. 1868.

Die Herausgeber haben sich bemüht, nach Muster von anerkannt guten deutschen Lesebüchern ein Lesebuch zusammenzustellen, welches den schwierigen sprachlichen Verhältnissen an den österreichischen Schulen gerecht werden und einem Schülerkreise von theils deutscher, theils nicht-deutscher Muttersprache als gemeinsame Grundlage für Sprech- und Stylübungen dienen soll.

Wir glauben, daß die gestellte Aufgabe mit Glück gelöst und ein Lesebuch geliefert wurde, welches vor vielen, in österreichischen Schulen bereits verwendeten Lesebüchern den Vorzug verdient. Daß der Lesestoff für die 1. und 2. Klasse vereinigt und keine Trennung für diese Klassen vorgenommen wurde, kann nur gelobt werden; denn so ist es dem Lehrer des Faches, da er eine größere Auswahl hat, leichter möglich, die Vorbildung seiner Schüler, die bei uns leider oft nur gar zu sehr verschieden ist, zu berücksichtigen und gerade jene Auswahl im gegebenen Falle zu treffen, welche die zweckmäßigste ist.

Auch über die Anordnung der Lesestücke

müssen wir unsere Zustimmung aussprechen. Wenn profaische und poetische Lesestücke, in Beziehung auf ihren Inhalt verschieden, in bunter Reihe auf einander folgen, so ist dem Leser der Gebrauch des Buches keineswegs erleichtert. Die Herausgeber haben, fußend auf Erfahrung, nicht nur die poetischen und profaischen Lesestücke getrennt vorgeführt, sondern auch noch in beiden Abtheilungen eine strenge Scheidung nach dem Inhalte vorgenommen. Die Auswahl der Lesestücke befundet einen Standpunkt, welcher nicht über sich das hochwürdige Constitorium als maßgebenden Censor anerkennt, sondern der freisinnigen Wiener Gemeinde gerecht zu werden strebt. — Die Rechtschreibung, die schwache Seite fast aller Lesebücher, muß, so lange die deutsche Einigkeit noch nicht erzielt ist, mit Toleranz aufgenommen werden. **U. W.**

Numismatik.

Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Privatmünzen und Medaillen. Herausgegeben von dem Vereine für Numismatik zu Prag. I. Abtheilung: Personenmünzen. Beschrieben von Heinrich Otokar Miltner, k. k. Polizeicommissär, Inhaber des gold. Verdienstkreuzes. XXV. Heft. Mit Abbildungen. Eigenthümer und Verleger Jos. Neumann, Vereinssekretär in Prag 1418—II. 1867. Seite 633—696.

Zu den thätigsten Vereinen in Prag, die es sich zur Aufgabe gestellt hatten, die vaterländische Kunst und Wissenschaft mit unermüdlichem Fleiße zu pflegen, und die Resultate ihrer Forschungen und Bemühungen dem Publikum vorzulegen, gehört unstreitig der Verein für Numismatik, der in neuester Zeit des oben erwähnten Werkes bereits das 25. Heft herausgab. Verfasser dieses höchst interessanten und für die Freunde und Förderer der vaterländischen Numismatik und Geschichte sehr wichtigen Werkes ist Herr Heinrich Otokar Miltner, der sich bereits auf dem Gebiete der Archäologie und Numismatik große Verdienste erworben, und dem ein jeder Freund dieser bei uns seit des, von dem Piaristenordenspriester Audaktus Voigt auf Veranlassung des Grafen Em. Ernst v. Waldstein, damals Bischofs zu Leitmeritz († 1789) verfaßten und herausgegebenen ersten und die Grundlage bildenden Werkes „Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Münzen, Prag

1771“ bis jetzt weniger gepflegten Wissenschaft mit großem Danke verpflichtet ist. Der Verfasser hat zur Herausgabe seines mühevollen Werkes nicht nur das, was auf diesem Gebiete bis jetzt gearbeitet wurde, kritisch von neuem beurtheilt und bearbeitet und die Lücken ausgefüllt, sondern er hat mit Bienenfleiß das hier und da zerstreut liegende Material emsig gesammelt, zusammengetragen, kritisch geschieden, und auf die „Magistra vitae“ sich stützend, bearbeitet und geordnet. Dadurch gab er seinem Werke Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit und hat die, der Numismatik als solcher ausgemessenen engen Gränzen erweitert, und diese Wissenschaft auch andern Kreisen zugänglich gemacht. Das zeigen nicht nur die von ihm früher herausgegebenen Hefte, sondern auch das neueste, nämlich das 25. Heft. Der Verfasser beschreibt nicht nur die vorhandenen Privatmünzen und Medaillen, er gibt uns nicht nur kurze Biographien der an diese Münzen sich knüpfenden Persönlichkeiten und ihrer unmittelbaren Angehörigen, wie wir es bei andern Schriftstellern auf diesem Gebiete zu erblicken gewöhnt sind, sondern er führt uns zugleich die ganze Geschichte und Genealogie der böhmischen adeligen Familien, er gibt uns neben der Geschichte der Privatmünzen und Medaillen zugleich auch die Geschichte der an diese Ueberreste der Vergangenheit sich anschließenden adeligen Geschlechter in Böhmen. Und gerade dadurch wird sein Werk nicht nur interessant, sondern auch wichtig und nothwendig. Mit vollem Rechte können wir das Werk einen zweiten „Archiv český“ benennen. Durch diese Benennung wird die Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben noch viel prägnanter. Die Wahrheit unseres Ausspruches bestätigt sich gleich bei der Beschreibung der Tettone des Paul Sturm von Fürstenfeld (Seite 633 und bei Johann Sultys von Felsdorf, Nr. 567—569), wo uns der Verfasser so zu sagen die ganze Familiengeschichte der Sultys v. F. klar und deutlich vor die Augen führt. Wir bedauern nur, daß es uns wegen Mangels an Raum nicht möglich ist, dem Publikum in Auszügen die wichtigeren Aufsätze geben zu können, um es von der Wahrheit unserer Worte und von dem Wege, den der Verfasser eingeschlagen, zu überzeugen. — Auf dieselbe Art, wie bei den früheren Aufsätzen fährt der verdienstvolle Verfasser in seinen weiteren Beschreibungen fort, und entwickelt bei mancher Gelegenheit die be-

tailfirtte Geschichte einer jeden, von ihm in diesem Werke beschriebenen adeligen Familie Böhmens. Nach Sultys von Felsd. folgen S. 637: Wilhelm Svihovský, Herr v. Riesenburg (Tab. LXVII. Nr. 570) Seite 644—646, Jakob, Bácslav, Heinrich Sgrt von Zvířetin (Tab. LXVII. Nr. 571, Tab. LXXXIII. Nr. 700), Christof Laubenreutter von Laubenreut, (Tab. LXVII. Nr. 572—574, Seite 646—647), Martin Deytonius Klavovský (Tab. LXVII. Nr. 575), Mathias Thalmann (Tab. LXVII. Nr. 576, S. 648). „Die Herren und Ritter Trčka von Lipa“ (Tab. LXVII. Nr. 577 und 578, Tab. LXVIII. Nr. 579, Seite 648—656) ist eine für die vaterländische Geschichte sehr wichtige genealogische Skizze. Nach ihr folgt Seite 656—657 Johann Tuscany (Tab. LXVIII. Nr. 580), Gustav Adolf, Graf von Barrensbach (Tab. LXVIII. Nr. 581 und 582 und Tab. LXXXIII. Nr. 701) und dann die höchst interessante und in jeder Beziehung wichtige Beschreibung der Münzen und Seltene der Herren und Grafen von Waldstein. (Albrecht Wenzel Euseb Herzog von Friedland, Seite 658—685, Tab. LXIX. — LXXIV. und Tab. LXXXII—LXXXIII.) Bei dieser Gelegenheit hat sich der Herr Verfasser als ein routinirter Kenner sämmtlicher, von dieser Familie, namentlich von Albrecht von Waldstein, diesem tragischen Strategen u. Staatsmanne geprägten Münzen (das Recht hiezu bekam er 1626 von Kaiser Ferdinand II. als Herzog von Friedland), und als ein tüchtiger Forscher in der Geschichte adeliger Familien zu erkennen gegeben. Zugleich müssen wir bei dieser Gelegenheit die Gewissenhaftigkeit des Verfassers hervorheben, die sich in den Citaten der von ihm benutzten Werke kundgibt; durch diese Citate gibt er einem jeden, selbst weniger bewanderten Numismatiker die Richtschnur an, an die er sich zu halten habe, wenn er selbstständig auf diesem Gebiete zu arbeiten beabsichtigt, eine Tugend, die wir bei vielen Schriftstellern wissenschaftlicher Werke heutzutage vermissen, selbst bei solchen, die als Lehrer auch für ihre Hörer schreiben; freilich scheinen sie der absurden Ansicht zu sein, die Welt halte das, was sie geschrieben — für ihre eigenen Geisteskinder, die ohne alle fremde Hilfe das Licht der Welt erblickten. Aus solchen Werken schöpft die Menschheit wahrlich einen sehr geringen Nutzen.

(Exempli gratia: Tomek's W. W. Geschichte des Oesterr. Kaiserstaates 2c. 2c.). Dieser Aufsatz ist einer der ausgedehntesten und wichtigsten des ganzen Heftes. Hier merken wir am besten den großen Fleiß und die große Umsicht des Verf. in doppelter Beziehung, nämlich in numismatisches und historisches. Nur in Bezug auf die Geschichte „der uralten Herrenfamilie Waldstein“, Seite 669, erlauben wir uns noch die Bemerkung zu machen, daß auch der Feldherr Beneš Herrmann, Sohn des Castellans von Baugen, welcher das feindliche Heer Ditrich's von Meißen, das im Jahre 1203 während der Abwesenheit Přemysl Otokars in Böhmen plündernd und verheerend einfiel, als Zupan dieses Bezirkes bei Hrubá Skála besetzte, den Vorfahren des Waldsteinischen Hauses ebenfalls angehört und daß er als solcher hier mit vollem Rechte hätte angeführt werden können. An diesen tüchtigen Aufsatz schließt sich würdig die Beschreibung folgender Seltens: Nikolaus Walter von Waltersberg (Tab. LXXIV. Nr. 640), Leopold Wenzel von Wellenheim (Tab. LXXIV. Nr. 641), Alfred, Fürst zu Windischgrätz (Tab. LXXV. Nr. 642—645, Tab. LXXXI. Nr. 688, S. 686—601), Franz Helfried Boráček Graf v. Paběnic (Tab. LXXV. Nr. 646), Johann Vostrovac von Kralovic (Tab. LXXVI. Nr. 647) und Franz Carl Graf Bratislav von Mitrovic (Tab. LXXVI. Nr. 684. Seite 691—696). Den Schluß des Heftes bildet der Anfang der Beschreibung der Seltene der Herren von Brbna und Freudenthal. — Wir glauben die Wichtigkeit und Tüchtigkeit dieses Werkes (resp. dieses Heftes als Fortsetzung) sowie auch die Verdienste des emsigen Verfassers und des opferwilligen Verlegers um die Numismatik überhaupt und die Böhmens speciell im Verlaufe unserer Kritik genug hervorgehoben zu haben und fügen schließlich nur noch den Wunsch bei, daß dieses wichtige Werk baldigst vollendet werde! Die Freunde und Förderer der Numismatik erlauben wir uns auf diesen ganz verlässlichen Führer auf dem Gebiete der böhmischen Numismatik und Geschichte aufmerksam zu machen, und an sie die Bitte zu richten, dieses neue Archiv für vaterländische Numismatik überall anzupfehlen und so demselben die höchst verdiente Verbreitung in allen gebildeten Kreisen zu verschaffen.

H.

Bibliographie.

A.

- Balling C. A. M.**, Die Probirkunde des Eisens und der Brennmaterialien. Zum Gebrauche für praktische Hüttenmänner, sowie zum Selbstunterricht mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Hüttenindustrie der Gegenwart bearbeitet. Mit einer Figurentafel. 8. Prag. F. G. Calve.
- Barrande J.**, Système silurien du centre de la Bohême. I. Partie. Recherches paléontologiques. Vol. 2. Cephalopodes 3. Serie. Imp. 4. Prag. Selbstverlag.
- Dombrowski, Karl Ritter v.**, Landwirtschaft u. Industrie. Ein volkswirtschaftliches Princip nebst einer Monographie über dessen praktische Durchführung. 8. Prag. Steinhauser.
- Hanus, Dr. F.**, Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816 — 1849. Als ein Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte dargestellt. gr. 8. Prag. Dominicus.
- Hoffmann Rob.**, Der gegenwärtige Standpunkt der Cloakenfrage. 8. Prag. Reichenecker.
- Kaulich W.**, Ueber die Möglichkeit, das Ziel und die Grenzen des Wissens. Ein Beitrag zur Erkenntnistheorie. 4. Prag. (Gesellschaft der Wissenschaften.)
- Kisch S.**, Marienbad, seine Umgebung und seine Heilmittel. kl. 8. Marienbad. Gdž.
- Komers A. E.**, Der heutige Standpunkt der Bodenerforschungsfrage und die Mittel für Erzielung quantitativ und qualitativ höchster Zuckerrüben- und Kartoffelerträge. 8. Prag. Calve.
- Kral, Die freien fetten Säuren thierischer Fettstoffe und die chemische Verbindung der Delsäure mit Metalloxyden sind wichtige Arzneipräparate. Eine naturwissenschaftliche Beurtheilung der therapeutischen Wirkungen dieser Präparate vom pharmaceutisch-physiologisch-jatrochemischen Standpunkte. 8. Prag. Selbstverlag.**
- Löschner, Dr.**, Aus dem Franz Josefs Kinderhospital in Prag. Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Medicin überhaupt und der Pädiatrik insbesondere. Zweiter Theil. gr. 8. Prag. Tempfky.
- Maresch Joh.** Ackerbaulehre. Unterricht in Fragen und Antworten für Schüler der Fortbildungsschulen auf dem Lande. 8. Prag. Selbstverlag.
- Pfannerer M.**, Deutsches Lesebuch für die unteren Klassen der Gymnasien. Dritter Band. 8. Prag. C. Bellmann.
- Storch Adolf**, Ueber den amtlichen Geschäftsstyl der Postbehörden. 8. Prag. Selbstverlag.
- Tafeln zur Statistik der Land- und Forstwirtschaftslehre des Königreichs Böhmen. Auf Grundlage amtlicher Quellen und der Erhebung der Delegaten bearbeitet und heraus-**

- gegeben durch das von der k. k. patriotisch-ökonom. Gesellschaft konstituirte Centralcomité für die land- und forstwirtschaftliche Statistik Böhmens. Erster Band. Das Flächenmaß der Kulturarten und die Vertheilung derselben unter die Kategorien des Besitzes nebst einem Anhang: Bevölkerung und Viehstand. 8. Heft: Kreis Bunzlau. 9. Heft: Leitmeritzer Kreis. gr. 4. Prag. Credner.**
- Wolf Achill**, Landwirthschaftlich industrielle Bränhansanlagen auf herrschaftlichen Domänen und Gütern, deren billige Anlage und Reconstruirung. 8. Prag. Dominicus.
- Bratislaw-Mitrowec, Graf Rudolph**, Versuch einer Darstellung der Lebensweise, Herkunft und Sprache der Ziguner im Allgemeinen und der in Oesterreich lebenden insbesondere. (Als Manuscript gedruckt.) 8. Prag. Selbstverl.

B.

- Fiedler Joseph**, Die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Oesterreich im XVII. Jahrhundert. II. Band. K. Leopold I. Mit einem lithograph. Plane. 4. Wien. Gerold.
- Flecker, Dr. F.**, Die chronische Diarrhöe und deren Thermalbehandlung in Carlsbad. 8. Leipzig. Fleischer.
- Helfert, Dr. F. A.**, Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. 8. Wien. Prendel. (Oesterreichische Geschichte für das Volk 17. Theil.)
- Heller S.**, Ahasverus. Ein Heldengedicht 2. Auflage. 8. Bonn. Marcus.
- Norbert L.**, Bis zum Rubicon. Roman aus Julius Cäsars Jugendleben. Viertes Band. 8. Leipzig. Günther.
- Cäsar und Napoleon III. Eine Parallele. Essay. (Epilog des Romans „Bis zum Rubicon.“) 8. Leipzig. Günther.
- Zwischen Krieg und Frieden oder Nach Custozza und Königgrätz. Hist. romant. Zeitgemälde aus Oesterreichs neuester Aera. Heft 1—15. gr. 8. Wien. Hartleben.
- Sireček J.**, Handbuch des Unterrichts und Prüfungswesens in Oesterreich. Mit Beachtung der für weitere Kreise wissenschaftlichen Momente verfaßt. 8. Wien. Gorishek.
- Klapp Mich.**, Marie. Der Roman eines Kirchensängers. Nach den Papieren eines Sängers. gr. 16. Berlin. Behrend.
- Neuß A. E.**, Paläontologische Studien über die älteren Tertiärschichten der Alpen. Erste Abtheilung. Die fossilen Anthothen der Schichten von Castelgomberto. gr. 4. Wien. Gerold.
- Schütz Fried.**, Gegenständig. Lustspiel in 1 Akt. (Bloch's Dilettantenbücher Heft 173.) 8. Berlin. Laffer.
- Springer A. S.**, Bilder aus der neuern Kunstgeschichte. gr. 8. Bonn. Marcus.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. F. Virgil Grohmann.